4

1966 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

16. JAHRG. JUNI

D 2442 F Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

DISKUS

Verteidigung der Wölfe. Oder: Deutsche Notstandsrufe

Zusammengestellt von Gert Schäfer

Notstandsgegner sind wir alle. Außerdem gibt es Gegner von Gesetzen, die der Überwindung von Notständen dienen sollen (Fritz Erler).

Das Bild eines Krieges muß in Dimensionen einer Apokalypse gesehen werden ... Er muß deshalb verhindert werden durch glaubhafte, sinnvolle und perfekte Abschreckung ... Die Abschreckung muß glaubhaft sein und glaubhaft bleiben, d. h. daß keinerlei Zweifel darüber bestehen darf, daß sie an 365 Tagen eines Jahres funktioniert, daß keine Lücken, keine schwache Stelle, kein schwaches Glied in dieser Kette sein dürfen, die der Konzeption der Kriegsverhinderung durch Abschreckung die Glaubwürdigkeit nehmen (Kai Uwe v. Hassel).

Rechtzeitige Gesetzgebung ist notwendig, damit nicht nur die Bürger Bescheid wissen, sondern auch die Verwaltung Bescheid weiß und üben kann (Fritz Erler).

§ 35: Zur Teilnahme an Ausbildungsveranstaltungen sind alle Selbstschutzpflichtigen im Alter von 16 bis 65 Jahren verpflichtet (Selbstschutzgesetz).

Wenn ich Zahlen nennte, würde Ihnen das kalte Gruseln über den Rücken laufen. Wenn Sie Karten sähen, in denen man gewisse Annahmen, ich möchte sagen kartographisch festlegt, so sähen sie Todeszonen mit unerhörtem Ausmaße ... Nach den uns zugänglichen Erkenntnissen müssen wir damit rechnen, daß sich inmitten eines Chaos nur noch Inseln einer wirklichen Rechtsordnung halten können. Darauf muß sich unsere Planung einstellen (Hermann Höcherl).

§ 23: Inhaber und Angehörige eines Betriebes sind zum gemeinschaftlichen Selbstschutz im Betrieb verpflichtet ...; die Teilnahme am Betriebsselbstschutz ist Pflicht aus dem Dienst- und Arbeitsverhältnis ... Leiter des Betriebsselbstschutzes ist der Inhaber des Betriebes oder sein gesetzlicher Vertreter (Selbstschutzgesetz).

Sind es (die Ablehner aller Notstandsgesetze. Red.) Romantiker und Illusionisten, oder äußert sich hier eine Negation der demokratischen Ordnung ... Die Delegierten des Berliner Kongresses müssen sich allerdings darüber klar sein, daß die Debatte über die Notstandsgesetze die Frage nach dem Verhältnis von Gewerkschaften und Staat wieder aufwerfen wird (FAZ).

Sie werden sicher aus meinen bisherigen Worten trotz mancher kritischer Anmerkung entnommen haben, daß Sie heute hier nicht vor einem Gremium der Ablehnung stehen, sondern vor Unternehmern, die bereit sind, die Nutzanwendung aus der einmal gegebenen Lage zu ziehen, ja, ich möchte sagen, Ihnen, Herr Minister, im gemeinsamen Interesse zu helfen und Ihnen in Ihrem Bemühen beizustehen, das, was von uns allen verlangt werden muß, aus dem Gezänk der Alltagspolitik herauszulösen und zur Sache des ganzen Volkes zu machen. Bleiben wir uns doch der Tatsache eingedenk, daß Notstand nicht nur innen- oder außenpolitische oder kriegerische Ursachen haben kann, sondern daß uns ... die Natur ihre Macht über den Menschen fühlen läßt (Alwin Münchmeyer, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages).

Politik ist begrifflich nicht denkbar ohne die Bereitschaft zum Äußersten. Der totale Friede bedeutet das Erlöschen der Menschheit. Es bedarf nicht des Krieges, um jenem Frieden zu entgehen, der die menschlichen Kräfte in einer erhabenen und auf den Höhen des Geistes wohnenden Gegensatzlosigkeit zum Erschlaffen bringt. Es bedarf auch nicht des ewig wiederkehrenden Notstandes in einem Staate und der laufenden Verkündung des Notstandsrechts, um den Menschen die Not ihres politischen Daseins nahezubringen. Wenn aber die Menschen bewußt daran gewöhnt werden, den Notstand und das Äußerste als etwas Undenkbares zu betrachten und dieses Äußerste nur als Mittel autoritärer Macht anzusehen, wird eines Tages das Äußerste über die Gemeinschaft kommen (Professor Michael Freund).

„Innerer Notstand" Graphik: Hans Hillmann

Der Berliner Kongreß hat die Gewerkschaften zurückgeworfen ... Sie haben den guten Willen, der ihnen in weitem Maße entgegen gebracht worden ist, enttäuscht. Sie haben in der Abstimmung über das Notstandsrecht eindringlich demonstriert, daß eine große Mehrheit die ideologische Befangenheit nicht überwinden kann. Nicht ohne Bitterkeit bleibt festzustellen, daß eine mächtige Gruppe bereit ist, Freiheit, Wohlstand, Sicherheit ihren vermessenen Illusionen zu opfern ... Heute manövrieren sich die Gewerkschaften an den Rand des Staates und schließen sich von der politischen Einwirkung aus. Werden sie morgen zum Sturm blasen? (FAZ)

Der Streik ist der gefährlichste Notstand. Jeder große Streik muß auf die Dauer das Wirtschaftsleben einer Industrienation zum Erliegen bringen, was immer zu diesem Streik geführt haben mag ... Der Ausnahmezustand ist dadurch gekennzeichnet, daß die ansonst legitimen Interessen der sozialen Gruppen zurückzutreten haben, wenn es um das Dasein der Nation und der Freiheit an sich geht (Professor Michael Freund).

Der Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Paulssen, hat ... eine härtere Haltung der Unternehmer gefordert." Wir müssen Überlegungen zur Tarifautonomie, zum Streik- und Notstandsrecht anstellen, ohne allerdings die demokratische Ordnung anzutasten". Auf die Frage, warum die Unternehmer zu den Forderungen der Gewerkschaften nicht einfach „nein" gesagt hätten, antwortete Paulssen, Arbeitskämpfe hätten eine solche Belastung dargestellt, daß man sie ohne Notstandsgesetz und ohne Eingriffsmöglichkeiten des Staates nicht habe riskieren können (FAZ).

Die Bedrohungen, denen wir uns gegenübersehen, basieren nicht allein auf militärischen Konflikten. Wir müssen immerhin damit rechnen, daß die Kommunisten entsprechend ihrer Taktik versuchen werden, zu einem ihnen günstig erscheinenden Zeitpunkt massive innere Unruhen anzuzetteln (Ludwig Erhard).

Wenn sich die zuständigen Staatsorgane gegen diese Unterwanderung zur Wehr setzen, so steht dabei — richtig gesehen — nicht eine Staatsgewalt im Kampf gegen die Kräfte der freien Gesellschaft, sondern eine freiheitliche Demokratie gegen ein totalitäres Staatswesen (Begründung des Entwurfs eines Gesetzes zur Ergänzung des Grundgesetzes).

Meine Damen und Herren, nur als Randbemerkung zu einem Punkte, in dem ich dem Innenminister, trotz der Lockerheit der Sprache, im Inhalt Recht geben möchte: Er meint, manche Punkte seien so formuliert, daß sie eigentlich nicht ganz der Sprache des Grundgesetzes angemessen seien. Jawohl: es wird notwendig sein, bei Aufrechterhaltung der sachlichen Übereinstimmung ... doch das Ganze in die Sprache unserer Verfassung zu gießen (Fritz Erler).

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung Erscheint zweimal vierteljährlich
Herausgeber: Siegfried Bartels, Manfred Müller, Dieter Thelen, David H. Wittenberg, Herbert Wolf.
Redaktion: Helmut Fritz (Politik), Hans Joachim Steffen (Kulturpolitik), Hanns-Helge Schneider (Lokales), Karl Riha (Feuilleton), David H. Wittenberg (i. A.), Ulrich Luetjohann, Gerhard Schulz.
Redaktions-Geschäftsführer: Manfred Müller.
Verlagsleiter: Werner Peuckert.
Anzeigen: Werner Fritzsche.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26-28, Telefon 7 70 64 31 88
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240/9647. Dresdner Bank Nr. 121 210.
Postscheckkonto Ffm. Nr. 1875 88.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS.
Nachdruck — auch auszugsweise — nur mit Erlaubnis der Redaktion. Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. Januar 1964.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,— jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Lieferungen in das Ausland sind bei der Redaktion zu bestellen.
Druck: Grawo-Druck, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 81 15 18.

Vietnam in der Universität

1
Sicherlich zum ersten Mal sagte hier ein Bergarbeiter, daß Rüstungsausgaben besser dazu verwendet werden sollten, die Bildungsprivilegien zu durchbrechen. Sicherlich zum ersten Mal redete hier ein Professor von dem „Ekel vor dem Leben der Gesellschaft im Überfluß", der zu dem diffusen, instinktiven, aber deshalb auch nicht so leicht aufzusaugenden Protest der amerikanischen Studenten geführt habe. Was hatten diese laut beklatschten Äußerungen mit dem vorausgesetzten Ziel zu tun, eine wissenschaftliche Analyse des Vietnam-Konflikts zu erarbeiten? Der Studentenkongreß in der Frankfurter Universität zog zwar viele Teilnehmer an, er mußte jedoch vom SDS allein veranstaltet werden: eine Bewegung wie in den USA ist nicht in Sicht, hier gibt es keine Gestellungsbefehle für einen schmutzigen Krieg zu verbrennen, hier wird der Überfluß vorläufig genossen (Herbert Marcuse: „Ich habe in Amerika noch keine so gut angezogene Menge von Studenten gesehen").

2
Was den Bergarbeiter angeht: auch die Rede Heinz Brandts von der IG Metall auf der Schlußkundgebung täuschte nicht darüber hinweg, daß die Solidarität der organisierten Arbeiterschaft mit den Gegnern dieses Krieges kaum über ihr objektives Interesse läuft, (Verhinderung der nationalen und sozialen Emanzipation Vietnams; abschreckendes Beispiel für ganz Südostasien und Lateinamerika; reaktionäre Beseitigung von Überkapazitäten und Arbeitslosigkeit in den USA; wachsende innenpolitische Manipulation; Verhinderung sonst notwendiger innerkapitalistischer Reformen) sondern höchstens über das Humanitäre, mit dem Rosenberg heutzutage selbst den Wunsch nach Mitbestimmung untermauern muß. Dieser Kongreß hing also trotz ansehnlicher Grußbotschaften noch in der Luft und wird nachträglich an den Universitäten und in den Gewerkschaften eine Basis suchen. Gibt die Vorarbeit, die in den Arbeitskreisen über die politischen, juristischen und ökonomischen Aspekte des Vietnam-Konflikts getan wurde, dazu genügend Anreize und Handlungsziele her? Man kann das zum Beispiel bei einer teils trockenen, teils allzu sehr in Fakten und Meinungen zerlaufende Diskussion über die Imperialismustheorie bezweifeln. Der Wissenschaftsbetrieb — hier besonders Nationalökonomie und Soziologie — ist gegen solche Begriffe allergisch, so daß dann stichhaltige Untersuchungen über den an Orten wie Vietnam grell sichtbar werdenden Tatbestand fehlen.

3
Herbert Marcuse hatte in seinem Eröffnungsvortrag das „moralische Sentiment" zur Plattform der Opposition gegen die amerikanische Politik gemacht, selbst aber eindeutig für den Vietcong optiert. Der nationale und soziale Befreiungskampf in der „dritten Welt" ist heute seiner Ansicht nach die einzige weltgeschichtlich bewegende Kraft; ihr Erfolg würde „die Ökonomie der Metropolen gefährden", deshalb wird der mächtigste technologische Militärapparat gegen eins der ärmsten Agrarvölker aufgeboten. Schlug man montags die Frankfurter Allgemeine auf, so konnte man im Hauptteil lesen, daß Ky in der Auseinandersetzung mit den Buddhisten „vorläufiger Sieger" geblieben war, daß in den USA „das Unbehagen wächst" und daß Saigon „noch kein Hexenkessel ist". Die Berichterstattung über einen Kongreß von Studenten und Professoren, der eben jene zynisch umschriebenen Vorgänge zu analysieren versucht hatte, war auf die Lokalseite 2 verwiesen. Dort wurde er zum „Versuch einiger radikaler sozialistischer Studenten, die das schwere Schicksal Vietnams zu einer scheinheiligen Agitation für ihre Zwecke mißbrauchen". Zweimal so viel Platz nahm auf Lokalseite 1 ein Foto mit der Unterschrift ein: „Zu einem gemütlichen Picknick im Schatten von Kriegsgerät und fliegenden Krankenhäusern fanden sich am Samstag ... hunderttausend Besucher auf dem Rhein-Main-Militärflughafen ein ..." Was heißt hier schon Aufklärung?

4
Die Fünftausend, die sonntagabend an dicht geparkten Autos und an Frühjahrshüten vorbei zum Römerberg gingen, konnten sich durch die Ansprachen des Labour-Abgeordneten und des französischen Journalisten in eine bescheidene Internationale einbezogen fühlen, die den in der Bundesrepublik fehlenden Rückhalt aber auch nicht ersetzt. Neben der Berliner Erklärung von Wissenschaftlern und Intellektuellen war es die erste größere Manifestation gegen den Krieg in Vietnam. Sie wird nur dann mehr als Symbolwert haben, wenn man den Kontext: Formierung der Gesellschaft und Lohnstopp, Verteidigung der Freiheit und Napalm, Sozialer Marktwirtschaft und Notstand immer detaillierter belegen kann, so daß ihn die wissenschaftsinterne Öffentlichkeit und die Gewerkschaftsbürokratie nicht unbeachtet lassen können. Die Bundesregierung darf ihre Handlangerdienste für die amerikanische Vietnampolitik nicht mehr ungestört fortsetzen. R. D.

Nanu Nato

1. Frankreich will nicht mehr.
2. Die NATO sitzt aber in Paris.
3. Sie will auch nicht mehr.
4. Wer will sie?

Ein konstruktiver Vorschlag

1. Warum will Frankreich nicht mehr?
Es herrscht dort, wie jeder weiß, eine geradezu schreckliche Wohnungsnot. Wenn schon die NATO-Leute in kärglichen fünf-Zimmer-Appartements wohnen müssen, wie sieht es erst bei den gewöhnlichen Bürgern aus? Ganz zu schweigen von den Algeriern. Dann: de Gaulle ist ein großer Franzose. Ein großer Franzose denkt an sein Vaterland zuerst. Paris den Franzosen! denkt er. Es ist wirklich verwunderlich, warum noch niemand auf diese einfache Erklärung gekommen ist.
2. Warum sitzt die NATO in Paris?
Keine rationalen Gründe — nicht umsonst ist Amerika daran beteiligt. Der wahre Grund liegt ... nun ja, hon! soit!
3. Warum will die NATO nicht mehr in Paris bleiben?
Sie ist beleidigt, was auf dem fatalen Irrtum beruht, daß de Gaulle etwas gegen sie hat. Trotzdem — wir wollen konstruktiv sein und uns damit abfinden. So heißt die zentrale Frage: Wohin mit dem atlantischen Harem, dem seine Lieblingsfrau abhanden gekommen ist — und damit auch sein Bett?
4. Wer will die NATO, wer nimmt sie freiwillig? Zu eliminieren sind von vorneherein Belgien — viel zu klein und außerdem streikt dort dauernd jemand —; England — ist eine Insel und sozialistisch und kommt deshalb auch nicht in Frage —; Amerika — hat schon die UNO — und alle anderen. Gegen jeden sprechen entscheidende Gründe, nur gegen uns nicht.
Wir haben Geld. Eine Bundeswehr. Ein schlechtes Gewissen. Guten Willen. usw. Wir haben zwar auch eine Wohnungsnot, aber wir rükken gern zusammen. Außerdem ist Frankfurt weißer Kreis.
Wir brauchen dringend eine Aufwertung und einen Grund, Straßen zu bauen. Und gegen eine dritte Hauptstadt ist schon gar nichts einzuwenden. Schließlich hat Berlin eine Mauer, Bonn den Adenauer, München die olympischen Spiele, Hamburg ein deutsch-englisches Verhältnis und Köln eine Unterwelt. Bloß Frankfurt hat nichts.
Auch der Platz wäre da: Bahnhofsnähe, zentral gelegen, Grünanlagen: Mertonstraße — Jügelstraße. Womit — zumindest in Frankfurt — die Hochschulreform zur Zufriedenheit aller gelöst wäre. M-s

Sprachübungen

Am Anfang sind die Wörter, wieder einmal jene Wörter, denen niemand die Folgen glaubt, die sie von früher mitbringen. Die Lüge vom Nationalen als einem Grund- und Bodenwert der Existenz, für den sein Blut zu geben eine Ehre, dem zu dienen Pflicht und zu dem sich zu bekennen Treue ist — dieses Gespinst aus Phrasen, Metaphern und Hurraleidenschaften breitet sich wieder aus. Da sagt man, die nationale Leerstelle im Gefühl des Volkes berge Gefahren. Deshalb treibt der horror vacui die Demokraten zu nationalistischen und die Nationalisten zu — the Grundgesetz is watching you — demokratischen Bekenntnissen. Aber keiner erinnert sich, daß in Deutschland mit dem einigenden Band des Nationalgefühls auch stets die Bande kam, die dem Volk einen Strick daraus drehte.
1934 nannte Brecht unter den fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit auch „die List, die Wahrheit unter vielen zu verbreiten". Dort steht der Satz: „Wer in unserer Zeit statt Volk Bevölkerung und statt Boden Landbesitz sagt, unterstützt schon viele Lügen nicht. Er nimmt den Wörtern ihre faule Mystik." Man kann den Wörtern heute die Jahresringe, die sie in Hitlers Sprache ansetzten, nicht einfach wegradieren; kein politisches Wort, das einmal für Schlimmes stand, gewinnt in zwanzig Jahren seine politische Unschuld zurück. Wer heute wie die NPD (die „junge Partei" nennt sie sich) aus der faul gewordenen Mystik der alten Wörter Volk, Nation und Vaterland, Schicksal, Gemeinschaft, Opfer und Sieg eine Weltanschauung zusammenbraut, geht auf Rattenfang aus. Hier ist der Wille zur Lüge am Werk: durch Sprachrevision soll die Geschichte revidiert werden. Überzeugen lassen sich diese Leute nicht, denn gegen Bekenntnisse sind Argumente machtlos. Was aber tun? Mindestens: nicht ihre Sprache sprechen, nicht mit dem Hintergedanken spielen, in den Nebelschwaden stecke ein gesunder Kern (weil Wahlstimmen daraus wachsen).
Und dann: politische Aufklärung, indem die „nationalen Fragen unserer Politik", mit denen die NPD erfolgreich Emotionen weckt, endlich von den übrigen Parteien mit nüchternen Berichten über die wirkliche Lage statt mit aufgeblasenen Illusionen beantwortet werden. M.M.

Ernstfall

Was die 7. US-Armee bedeutet, erfährt der beflissene AFN-Hörer allsamstäglich kurz nach 12 Uhr in einer Sendung, mit der aufgewiesen wird, daß psychologische Kriegsvorbereitung und Antiintellektualismus kongruent sind ... there is a man, he may drive a truck or lead a squadron, he is a 7th army soldier ... and he always has a story to tell. Eine dieser Geschichten war eine Manövergeschichte: Aufrührerische Studenten (sic!) haben in Süddeutschland den amerikanischen Botschafter gekidnappt und in eine Kleinstadt verschleppt. Special Forces spüren das Versteck auf und Fallschirmjäger befreien ihn schließlich. Der aufgeschreckte Hörer vernimmt weiterhin, daß es sich hierbei um die größte Unternehmung von Kommandotruppen seit Ende des Krieges handelte; daß Studenten notorisch gegen Ordnung seien und den amerikanischen Botschafter geföltert hätten, wie der Sergeant aus Kaiserslautern, der den Botschafter zu spielen hatte, dem AFN-Reporter versicherte.

Das Modell dieser Übung entstammt den strategischen Überlegungen der Taktiker im Pentagon. Daß sie Studenten, die auch in Amerika als das aufsässige intellektuelle Ferment der Gesellschaft gelten, von denen man weiß, daß sie vor allem in den jungen Staaten Afrikas und Asiens bei allen politischen Gegebenheiten ein gewichtiges Wort mitreden, als Gegner für schwerbewaffnete Soldaten nahmen, spiegelt die Angstpsychose wider, die allen Äußerungen der Vernunft in den USA zurzeit entgegengebracht wird. Das Beispiel zeigt weiterhin, daß der weitgehend verselbständigte militärische Apparat dieser Vernunft am hinderlichsten ist, weil sie hinter den Phrasen von der Freiheit die Inhumanität aufzudecken imstande ist. Die Furcht hiervor läßt die Pentagonisten den Studenten, als Typus des gesellschaftlich Aktiven, zum Popanz aufbauen, dessen Verfolgung, hier im todernsten Manöverspiel, einem Wunschdenken entspringt, das die Ratio allzugern aus der Politik verbannen möchte. WV

Afrika-Corps

Was ein rechter deutscher Mann werden will, muß — wenn schon nicht in Rom beim Papst — so doch wenigstens in Madrid beim Caudillio einer Privataudienz teilhaftig gewesen sein.

Neuerdings hält auch die südafrikanische Union Hof für deutsche Politiker. Als einer der ersten nutzte der bekannte CSU-Mann das interregnum zwischen seinem out- und zukünftigen input als Minister zur Vogelschau auf das wahlverwandte Cap-Land. Am weißen Riesen fand der cand. rer. pol. keinen Makel und zum Ärger der internationalen Hetze gegen das demokratische Afrika stellte er der Apartheid den Persilschein aus. Seinem Diktum von der „ethisch fundierten Rassentrennung" gebührt der gleiche staatsmännische Rang, den schon die Worte des 2. Bundespräsidenten, gesprochen in Johannesburg, einnehmen: „Ich weiß die Rassenprobleme hier in guten Händen". Das Gesetzeswerk der Apartheid, welches die guten Hände formten, verdient zu Recht deutsche Achtung, hätte es doch selbst ein Globke nicht religiös tiefer fundieren können. H. F.

Leserbriefe

Sehr geehrte Herren!

Ich hatte dem Diskus eine Pianistengeschichte geschickt, ihm versprochen, sie sei exklusiv für ihn — und Sie hatten mir die Geschichte wieder zurückgeschickt, und mir versichert, sie eigne sich wohl besser „zum Vorlesen in geselligem Kreis". Traurigkeit flog mich nicht an; ich hab' die Story mittlerweile einem Bürgerblatt verkauft, das Ihr Blatt gern als „Frankfurter" bezeichnet.
Mit besagtem Diskus (und netten anderen Sachen unter dem Arm) kam ich zum Kinderhort, in dem meine Tante Charlotte arbeitet. Nachdem meine Pianistengeschichte, die der Diskus, so geschmäht hatte, allgemein erfreut hatte, las ich den lieben Kleinen einen Teil von Seite 17 des Diskus vor. Es handelte sich um Gerhard Rühms **anna.**
Die Hortkinder lauschten atemlos. Als ich mit dem Deklamieren fertig war, brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Doch plötzlich, mitten in das „Vivat Diskus" und „Nochmal, nochmal!" räusperte sich die kleine Brigitte, geboren am 28. August 1959, und sagte laut und bestimmt: „Errichtet mir zwei dicke Balken, rechts einen und links einen!" Das geschah. Und dann legte Klein-Brigitte los. Mit was sie die Hortkinder überraschte, soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben. Ich habe es aber (zwegn dem Copyright und dem Kunstwert des Originals) noch einmal für Sie abgeschrieben.
Ich hoffe, daß es zumindest Klein-Brigitte (deren Manager und Public-Relation-Mann ich bin! Exklusief!) gelingt, in die Phalanx der Diskus-Dichter einzudringen.
Zellhausen **Heinz Schilling**

otto otto otto otto otto otto otto otto otto

weit weitmannsheil
weit dank
weit heil!
weit überall heil!
weit heil überall!
weit heil a
we't heia
weit weia
we it weina
neu nah
noch immer zu doch die umlei
weit doch die umleitu
wei it doch die umleitung!
we it dort!
we it dort.
we it ort
we it orto
welt otto
! otto
ortet
(mein otto ist nämlich ein
orthograph)
oweiaoh!
vor
als vor
(mein otto ist nämlich ein
vorortograph)
vorort
vorortzug
tz tz
tz ta
tz tz tante
tante charlotte, ich muß aufn topp.

Sehr geehrte Herren!

Bei mir liegt Ihre Zeitung Nr. 3/1966. Hier glossiert „T. D." die Ausführungen eines Herrn Dr. Hendrik Genth. Soweit Sie seine Ausführungen veröffentlichten, gehe ich mit ihm voll und ganz einig. Ich darf Sie aber von der Illusion befreien, im Jahre 1933 hätten die Frankfurter Studenten dem Regime irgendeinen spürbaren Widerstand geleistet. Ich erinnere mich im Gegenteil sehr deutlich daran, als Quartaner des Lessing-Gymnasiums, daß die Studentenschaft sich keine Gelegenheit entgehen ließ, mit Fackeln und anderen Instrumenten auf der Straße eindeutig und lauthals für den Nationalsozialismus zu demonstrieren. In guter Erinnerung sind mir ebenfalls die Demonstrationen zu den Häusern und Wohnungen politisch anders denkender Hochschullehrer. Erfolg: die Professoren wurden von der Hilfspolizei (S.A.) in die sogenannte Schutzhaft genommen.
Frankfurt am Main **Franz Georg Bär**

Sehr geehrte Herren!

In „Spannung in Balance", Diskus 3/66, wird behauptet, „daß jede institutionelle Annäherung der deutschen Teilstaaten in Richtung einer Konföderation für die Bundesrepublik mit wirtschaftlichen Belastungen verbunden wäre" (S. 2).
Welch ein Irrtum! Eine deutsche Konföderation wird ohne die Einstellung des kalten Krieges und ohne Abrüstung nicht zu haben sein, folglich muß die Politik aufgegeben werden, die auf der Grundlage des kalten Krieges und der Aufrüstung beruht. Keine „Wirtschaftshilfe" an die DDR könnte aber jemals so viel Mittel und Kräfte verschlingen wie zur Fortsetzung dieser verfehlten Politik verschwendet werden.
Frankfurt am Main **Kurt Trautmann**

Sehr geehrte Herren!

Zur Rezension Carmichaels „Leben und Tod des Jesus von Nazareth", Diskus 3/66.
Wozu Carmichael? — Schlag nach bei Goethe: „Die christliche Religion ist eine politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist."
(Maximen und Reflexionen, Nr. 819)
Frankfurt am Main **W. Schütze**

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Niels Sewig

In Buckow zur Süßkirschenzeit

Foto: Inge Werth

Eine empfindsame Reise in das andere Deutschland

Diese Westdeutschen, von drüben her besehen, sind ein korruptes Volk von Hähnchenfressern mit Herrenmanieren, verratenen Verrätern mit schmutzigen Händen. Wenn andere diskutieren, schreien sie dazwischen, es ist so wie es ist, ist es so, so ist es; wenn andere trinken und vertraulich werden, torkeln sie brüllend durch den Saal und schlagen jedem in wütender Kameraderie auf den Rücken. Überhaupt eine Herde von Banditen und Ignoranten, dies kapitalistische Gesindel, kein Zweifel. Es gibt nur diese zwei Varianten, Manipulierte und Manipulierende und das gemeinsame schlechte, unverschämte Benehmen, pfui Teufel. Wer kann es leugnen? Euren Schlachtruf, ich solle, wenn schon nicht zum Militär, doch gleich hier bleiben, wage ich den Leuten hier gar nicht zu berichten; diese ganze widerwärtige Brutalität des Stärkeren, der auch noch recht haben will: nicht einmal, weil ich den Kopf für Euch nicht hinhalten wollte (recht geschieht mir, Brüder und Schwestern!), sondern weil die Antwort drauf notwendig verwandt klingt.

☆

Der Besuch in diesem Staat ist eine hohe Schule der Staatsbürgerkunde: du wirst mit „ihr" angeredet; unwillkürlich drehst du dich um, aber niemand als du bist gemeint. Das verschafft ein ganz neues Staatsgefühl, du hast einen ganzen Staat im Rücken, als wärst du dessen liebstes Kind; und wirst auf einmal so offiziell wie der Botschafter der Bundesrepublik in der DDR. Und während du, nachdem du erkannt hast, daß den auf der Mauer tanzenden Villon schon gar niemand interessiert, wenn er nur „ich" sagt, die Anrede akzeptierst und das „ihr", zwar nie ohne Skrupel, zurückgibst, hast du die DDR schon anerkannt —: de iure!

☆

Dies Land, Deutschland, mein Land?
Die Menschen hier gehören zusammen; ich bin ein Westdeutscher: nicht wie ein Berliner in Bayern, sondern wie ein Amerikaner in der Sowjetunion. In beiden Verhältnissen scheint mir gemeinsam das Gefühl, mit welchem der Herr in die Gesindestube tritt. Es gab auch früher das andere Deutschland, aber jetzt sind aus Klassengrenzen Staatsgrenzen geworden, innerhalb deren sich wieder Klassengrenzen bilden. Die gegenwärtige Lösung zeigt ein zukunftträchtiges Mittel an, Klassenkonflikte durch Klassenstaatenbildung aus der Welt zu schaffen, so lange, bis die Zersplitterung des Nationalstaats beim Staatsbürger selbst angelangt ist, in der Hoffnung, daß *er* zumindest klassenlos ist und Ruhe gibt. Schon heute jedenfalls gibt es zweierlei Brüderlichkeit: Resultat ihrer Verhinderung.
Auch der forciert verbrüderte westliche Arbeiter in Leipzig fühlt vom Kapital her diesen Arbeiterstaat als den anderen Staat, daher das Forcierte seiner Verbrüderung; die Staatsgrenze läßt sich nicht mehr in den Betrieb zurückführen. Der in die bundesrepublikanische Loyalität gedrängte Student kann des Nörgelns am luxus- und vitaminarmen Arbeiterstaat nicht froh werden; sie schimpfen von einem anderen Standpunkt aus: der Solidarität mit „ihrem" Staat. All das penetrant Bornierte der Parteifunktionäre, die ganze politische und ökonomische Enge und Beschränkheit, in welche die Menschen eingezwungen sind, täuscht den utopischen Blick des Heimatlosen nicht über die darin zusammengerückte Gemeinsamkeit. Sie ist ihnen selber, wie ihre Politik, noch äußerlich; sie halten fest im Glauben an die „Wiedervereinigung". Die Vereinigung freier Menschen ist der Traum, verzerrt durch die „nationale Frage".

☆

Es ist nicht so sehr das Alter der Häuser, der Straßenbahn, des Bahnhofsplatzes, sondern das Fehlen der spezifisch spätkapitalistischen Fassade, welche unsere Städte im Zuge des Wiederaufbaus überwuchert hat; nicht so sehr das „Ärmliche" der Arbeitenden, sondern das Fehlen des falschen Glanzes, der in unseren Städten den parasitären Konsum verherrlicht. Hier ist die Mühe und die Entbehrung nicht verleugnet, die Arbeit bedeuten. Der Schock, den dies dem westdeutschen Besucher bereitet, bringt die Erinnerung ans eigene Leben zu Tage, wenn er es nicht rationalisiert in eine „andere Welt". Die offenkundige Not der Arbeit, welche die Fahnen und Plakate nur betonen; ihre Trostlosigkeit angesichts der Ferne der Freiheit, deren Begriff der erfahrbaren Unfreiheit ein Stachel bleibt, der noch nicht in der industrialisierten Ersatzbefriedigung untergegangen ist; die traumlose Erfahrung dieser Wirklichkeit, in welcher die Sehnsucht der Arbeitenden die auf Verwirklichung des materiellen Glücks ist, nicht dieses die Traumfabrik zur Verhinderung jener; all dies knüpft seinen Gedanken an die Nachkriegszeit, wo er als die Verpflichtung zur freien Gesellschaft liegen geblieben war. Dieses Deutschland liegt so weit zurück, seitdem Armut und Unterdrückung hinter der Wohlstandsfassade (die weiteren Verzicht kostet) ängstlich verborgen wird, weil sie an die Realität und ihr Freiheitspostulat gemahnen. Das Realitätsprinzip wird nach Osten delegiert. Dieses Deutschland heute hat das Problem des solidarischen Glücks durch seine Zweiteilung gelöst. „Sozialisierung der Demokratie und Demokratisierung des Sozialismus", forderte 1946 der „RUF". Dieses Deutschland steht aus. Statt dessen verkündet der Kanzler der formierten Gesellschaft das „Ende der Nachkriegszeit".

☆

Wie hungrig müssen die sein, die immerfort ans Essen denken, wie bedürftig jene, die immerfort nach Befriedigung sich sehnen.
Von Anfang an war die proletarische Politik darin paradox, daß sie von einem Denken lebte, das dem Materialismus der kapitalistischen Welt gerade widersprach; die Besinnung aber auf das eigene Bewußtsein galt ihr ideologisch, von dessen Prinzip der Vereinigung, Poesie der Revolution, die Revolutionäre doch zehrten. Indem sie der Welt den Spiegel vorhielten, reduzierten sie den eignen Gedanken auf bloße Widerspiegelung; ihre Empörung drückten sie in eben dem materialistischen Jargon aus, davon die Menschen, als sich selbst entfremdete und zu befreiende, gerade besessen waren. Wer die realen Bedürfnisse der Menschen thematisch macht, ohne die Kritik des Primats ihrer Befriedigung, versündigt sich an der Freiheit des Menschen, die so viel zu essen verlangt, daß es kein Problem, sondern ein Genuß ist. Jener Humanismus der Bedürfnisse ist selbst der abstrakteste, der den Menschen direkt anzusprechen meint, wo er nur ein hungerndes, um seine Selbsterhaltung zitterndes Wesen trifft, das nichts als Bedürfnis hat, sich seines Lebens zu erinnern. Wo seine Dürftigkeit zu seinem Begriff wird, drückt dieser Begriff nichts aus, als die Ferne von der Befriedigung.

☆

Das Leistungsprinzip ist das herrschende Gebot der sozialistischen Aufbaumoral. Die Koexistenz mit dem Spätkapitalismus macht den Sozialismus zu seinem Konkurrenten, nicht zu seinem Erbe. Der Optimismus der Aufbauenden, da er gleichsam geschichtslos ist, unterscheidet sich am Ende so sehr nicht vom Pessimusmus der im Kapitalismus Untergehenden, trotz Lukacz; sie bauen die letzte Gesellschaftsform auf, was kann es jenseits geben? Das Prinzip Hoffnung scheint tatsächlich ausgewandert zu sein. Manchmal, wenn ich wieder auf die Rede vom Leistungsprinzip stoße, und daß alles dem Staat nützen solle, das sei immer schon so gewesen, und jetzt ist eben die Arbeiterklasse die herrschende, frage ich nach der Nützlichkeit des Nutzens, man starrt mich an, als hätte ich gefragt, wo Maghribinien liegt.

Als im Kongreßsaal, wo vorgestern Gisela May mit ihrem Tucholsky-Abend gastierte (bei uns singt sie Brecht, das ist auch ganz in Ordnung), und wo man in einem Hause beieinander Konzertsaal, Biertheke, Vortragssaal und Restaurant findet (was ich überall gerühmt habe), heute abend der Schauspieler Wolf Kaiser aus dem Père Josephe zitiert, jedes Wort betonend:

denn wofür leistet man etwas?
daß — man — sich — etwas — leistet
(dreimaliges, durch lange Pausen unterbrochenes, Kopfnicken ins Publikum)

bleibt alles still im Saal.

☆

Gestern ward mir ein gar lustiger Abend beschert. Es war ein einziges Versteckspiel. Zwei Studentinnen aus Dresden hatten sich meiner angenommen, um mit mir hart ins Gericht zu gehen, warum ich mich vom FDGB habe einladen lassen, das Volk stehe drum herum und müsse den Verrat schweigend mitansehn. „Wissen Sie überhaupt, daß Sie mit dieser Einladung diese KZ-Praktiken in diesem Staat akzeptieren?" Ich erschrak, konnte den Zusammenhang nicht verstehen; würde denn etwas besser, wenn unsereins fortbliebe? „Glauben Sie ja nicht, daß Sie auf dieser Arbeiterkonferenz auch nur ein Stückchen der Wirklichkeit in Erfahrung bringen!" Ich ließ mich darauf nicht ein, ohne von ihnen über diese Wirklichkeit genaueres zu hören bekommen. Aber es kam nichts als Diffamierung. Wir sprachen über den Offenen Brief", den ich in der Sache für ganz vernünftig hielt, weil er meiner Meinung nach von einer annähernd richtigen Einschätzung der bundesrepublikanischen Situation ausginge. Davon wollten sie nichts hören, das sei nur taktischer Schwindel, und meine politische Argumentation sei überhaupt viel zu theoretisch, nur dazu geeignet, die faschistische Wirklichkeit zu verschönen. Als ich hörte, daß eine von ihnen vor kurzem im Gefängnis gesessen war, ließ ich mir schließlich auch den „Verräter" gefallen. Ich fand mich plötzlich in der verrückten Situation, als wäre ich ein kommunistischer Parteifunktionär, der den Anwürfen von CDU-Funktionären ausgesetzt ist, — mitten in Leipzig. Als die eine der Studentinnen, jene kürzlich Inhaftierte, wütend den Raum verließ, suchte die andere mich zu beruhigen, was ihr angesichts ihrer Attraktivität auch gelungen wäre, wenn sie mir nicht gestanden hätte, daß sie gar nicht aus Dresden, sondern aus Frankfurt am Main käme. Jetzt stürzte ich vor die Tür und rannte von einem Lokal zum anderen, um einen echten Parteifunktionär zu finden.
Ich fand ihn, in schöner Eintracht mit seinem parteilosen Freund beim Wyberowa im „Deutschen Haus". Ich vergewisserte mich eingehend seiner Echtheit und kam darüber alsbald in ein vertrautes Gespräch mit ihm. Er gestand mir, Pfarrer zu sein „in Wirklichkeit", und daß sein parteiloser Freund da, im Vertrauen, ein ganz scharfer Hund sei, sonst aber ganz in Ordnung; der Wyberowa tat seine Wirkung, sodaß mir das Ganze wie ein Traum, oder besser, wie ein abgekartetes Spiel vorkam, um mich zu ärgern. Auf einmal war unser Tisch umgeben von lauter Studenten, die den Parteimensch aufzogen mit allerlei frechen Späßen, sie mußten mitbekommen haben, daß ich ein Westdeutscher bin. Aus dem milden Pfarrersmund schossen plötzlich wilde polizeiliche Drohungen, und wenn sein Freund, der scharfe Hund, nicht schlichtend dazwischen getreten wäre, hätte es zum Abschluß des Abends noch eine wilde Schlägerei gegeben.

☆

Was für ein trübsinniger Tag. Ich möchte gern eine sozialistische Geliebte haben. Im Bahnhof treffe ich einen leicht betrunkenen Mann. Er sucht irgendwas, weiß nicht wohin er sich wenden soll. Ich sehe ihn fragend an. Er sagt: „Ich will, verbibch, ich will endlich mal ne unbolidische Dasse Kaffee drinken."

☆

Die Studenten sind vergrämt. Der harte Studiengang macht sie zu „Geistesarbeitern"; manchmal sitzen sie im Café Corso und stellen Ungerechtigkeiten fest („Finden Sie das gerecht, daß ich als Kind bürgerlicher Eltern nur die Hälfte des Stipendiums bekomme; oder daß ich als Kind eines Nazis nicht einmal zum Abitur komme?; außerhalb ihres Studiums sind sie zumeist zuhause, man trifft sich dort, um miteinander zu reden. Aber ihre Opposition ist so abstrakt emotional — („Ich bitte Sie, was bedeutet das denn politisch?" — „Ach bleiben Sie mir vom Hals mit Ihrer Politik, es gibt nur technische Lösungen oder keine, im übrigen bin ich dagegen") — wie ihr Opportunismus raffiniert. „Engagiert" in einem vernünftigen Sinne sind nur die von der Partei —: („Wenn diese Studenten nur couragiert auftreten würden" — ein Provokateur? — „dann könnten sie viel mehr gegen die FDJ ausrichten; aber wen interessiert das? Das ist eine Sache, die zähe Geduld und Verantwortung braucht. Havemanns Thesen so ohne weiteres akzeptieren, heißt, den ganzen mittleren Funktionärsapparat abtragen, weiß er denn, was das bedeutet, praktisch?" Wieder andere sind Christen, denen in diesen Verhältnissen natürlich eine große Überzeugung zuwächst. Manche von ihnen sind wegen ihrer politischen Aktionen (Flugblätter, Demonstrationen) inhaftiert und peinlicher Drangsalierung unterzogen worden. Sie hassen das Regime unversöhnlich, das sie an die Wand drückt. Ebenso wie jene, die sich seinerzeit im Oktober an die Anti-Beatles-Demonstration angehängt hatten, sie dadurch noch mehr politisierend, und die, nachdem die Empörung des spießigen Publikums gegen das Dutzend Pilzköppen auf Mopeds nach der Polizei rief, von dieser bei der günstigen Gelegenheit gleich mit kassiert wurden; der Einsatz von Wasserwerfern war ein gewaltiger Schock für alle. An Aufstand jedenfalls, so sagen die Hassenden, sei vorerst nicht mehr zu denken.

☆

Man will seine Ruhe und hätte sie wohl auch, wenn man nicht immer wieder durch Tourismus und Fernsehen aus der Bundesrepublik mit dem westdeutschen, zur Schau getragenen Wohlstand konfrontiert wäre, auf dessen defaitistischen Einfluß die Bundesregierung mit ihren Wiedervereinigungsplänen vertrauen kann. Das XI. Plenum mit seinem enorm fortschrittlichen Teil erklärt sich daraus. Es ist eine unselige Koexistenz, die jegliche Humanität zwischen den Deutschen unter ihre Gesetzmäßigkeit begräbt. Ihre freie Vereinigung wäre die Lehre aus der Hitlerdiktatur gewesen, auf der Höhe des geschichtlichen Bewußtseins, ausnahmsweise in der Freiheit anderen Ländern voraus. Es ist leider nicht zu erwarten, daß der Redneraustausch eine kleine Ahnung davon verspüren läßt.

Über Deutschland

Horst Krüger: Das zerbrochene Haus Bericht einer Jugend in Deutschland; 295 Seiten; Rütten & Loening, München 1966; DM 18,—.

Die Notation einer Autobiographie ist, wenn sie die Darstellung der Fakten benutzt, um sich in den Bereich literarischer Ambition vorzuwagen, ein zweiseitiges Geschäft. Zweiseitig; denn auf der einen Seite stellt sich dem die Vergangenheit sezierenden Messer das Problem des Gewichtes: Ist das Gewesene, das der Blick nach hinten noch zu erfassen vermag, genug bedeutsam, es mitzuteilen? Auf der Kehrseite steht die Frage nach der literarischen Valeur, nach dem Vermögen, in den Abläufen, der Aneinanderreihung von Daten und Fakten Hintergründiges zu fixieren.
In seinem Bericht über eine Jugend in Deutschland, DAS ZERBROCHENE HAUS, ist dies Horst Krüger, seit langem Leiter des Nachtstudios beim Südwestfunk, zum Teil gelungen. Vollkommen nicht deshalb, weil des Autors Befangensein vor der eigenen Vita ihm den Entschluß zu einer generellen Interpretation nicht möglich machte. Und das ist gut, selbst auf den Einwand hin, das Geschilderte sei so ohne Richtung, werte nicht. Das Zögern zum Exakten eben macht die Qualität des Buches aus. „Hitlers Einbruch in unser Haus — Im Eichkamp 35 — geschah wesentlich unter ästhetischen Kategorien. Das Schöne — das war es. Der Mann war doch ein Künstler, ein Baumeister, ein Maler, und hatte sich in seiner Jugend ‚innerlich durchgekämpft', wie meine Mutter es nannte. Sie hatte dafür Verständnis, meinte es mehr moralisch als politisch, sie hatte ja auch einmal Künstlerin werden wollen. Und nun baute er überall Opernhäuser und Kunsthallen, riß halb Berlin ab, plante alles im Großen, richtete herrliche neue Ministerien ein, eine Reichskanzlei, die von außen wie ein griechischer Tempel aussah, zog saubere Straßen durchs Land: meiner Mutter tat das physisch wohl. Sie trat damals in die NS-Kulturgemeinde ein: da konnte man verbilligt die Fledermaus sehen und Elly Ney hören und Emmi Sonnemann sehen, die an der Seite ihres gewaltigen Gatten es nun auch geschafft hatte. Alle Deutschen schafften es jetzt. Und die Musik, die herrliche deutsche Musik, die Kunst! Jetzt bekamen wir doch bestätigt, daß die Kunst mehr als die Landwirtschaft war und ein Amtmann im Kultusministerium höher als einer im Landwirtschaftsministerium. Die neue Zeit war eben ‚musisch' — das war damals das Lieblingswort meiner Mutter."
Hier wird das Zögern deutlich. Es liegt im Erstaunen über die Dinge, die der Autor notiert, formal sichtbar in jenem Stil der Reihung, den Krüger kultiviert. Reihung, das bedeutet ein lockeres Aneinandernadeln, ein Wiederholen von Sentenzen, Meinungen, Eindrücken. Die Absicht des Schreibenden wird an der Ordnung dieser Versatzstücke kenntlich. Und noch etwas: Krüger geht an seine Vergangenheit, die zugleich auch eine deutsche ist, mit Distanz heran. Der Leser hat den permanenten Eindruck, als beuge sich der Autor wie ein wissender Tourist in einem fremden Land über Bekanntes.
In dieser Distanz liegt die Relevanz von DAS ZERBROCHENE HAUS, das im übrigen nicht chronologisch, sondern in einzelnen Piècen vorgestellt wird. Einen Teil davon hatte man schon vorher im Hörfunk vernommen, dann wiedergelesen in diversen literarischen Periodika. „Ein Ort wie Eichkamp" zu Beginn und „Gerichtstag" am Ende des Buches bezeichnen die ideologische Klammer. Am Ende wird aufgerechnet, dessen Beginn exakt beschrieben wurde: Das Verhältnis Faschismus — Kleinbürgertum. Und hier liegt schließlich doch eine Wertung, indirekt zwar, aber dennoch ersichtlich. Der Zwang von der Unwissenheit und dem Vorurteil zur Inhumanität und schließlicher Barbarei mit der endgültigen Rechtfertigung, man sei doch ein anständiger Mensch gewesen, bezeichnet die Crux des Jahrhunderts: Das Rechtfertigen der Roheit mit den Derivaten der bürgerlichen Moral, die hinter den gesellschaftlichen Entwicklungen weit zurückgeblieben ist.
Solches beobachtet und notiert zu haben, ist das Verdienst dieses Buches, dessen Fazit „Dieser Hitler, denke ich, bleibt uns — lebenslänglich", mehr über die Furcht sagt, die uns heute bedrängt, als einer jener verschleierten Leitartikel der NATIONALZEITUNG, die uns bestürzen. **WV**

DDR - Report

Ernst Richert: Das zweite Deutschland. Ein Staat der nicht sein darf. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1964; 341 S., DM 16,80.

Die Analyse des Herrschaftssystems einer Volksrepublik kann sich nicht erschöpfen in einer staatsrechtlichen Betrachtungsweise oder in der Beschreibung eines Katechismus von Dogmen, die an der „Verfassungswirklichkeit" gemessen werden. Wegen einer andersartigen Relation von Theorie und Praxis in der kommunistischen Weltanschauung wie bei einer Analyse, die von liberalen Prämissen ausgeht, führt ein solches Vorgehen zu absurden Ergebnissen, die jede Form von Ressentiments zu legitimieren scheinen. Der tatsächlichen Herrschaftsstruktur „eines Staates im Werden" liegen vielmehr politisch-voluntaristische Tendenzen und die Konkurrenz der durch keine feste Tradition stabilisierten Machtgruppen zu grunde. Das „semantische" Normensystem einer Verfassung hat dagegen in der politischen Wirklichkeit weniger Bedeutung.
„Das zweite Deutschland", die neue Arbeit von Richert (jetzt auch als Fischer-Taschenbuch erschienen) ist eine soziologische Analyse der DDR-Gesellschaft. Die Systematik der Abhandlung ist streng und vermeidet ausholende Schilderungen und Spekulationen. Die Sprache ist aber die des „common sense" und verzichtet auf den prätentiösen Fachjargon der neu etablierten Wissenschaft. Die wesentlichen Kategorien, die den Bestimmungen zu grunde liegen, „die neue Klasse" — die technischen und administrativen Experten — und das Problem der Teilanpassung sind in der politologischen Diskussion bekannt. Der besondere Wert der Untersuchungen von Richert liegt in der Sachlichkeit, mit der er die Entwicklung der DDR-Gesellschaft am immanenten Wertmaßstab beschreibt. Informativ sind die Umrisse einer Sozialökologie des jetzigen DDR-Gebietes. Er kann aufweisen, daß die Voraussetzungen der Entwicklung beider deutschen Staaten schon allein durch Struktur der „Staatsgebiete" sich wesentlich voneinander unterschieden. Die Tatsache der großen Reparationen auch aus der laufenden Produktion im Osten und des Marshall-Plans im Westen sind bekannt. Viele Arbeiten und offizielle Informationen liegen auch über die Beziehung von Staat und Gesellschaft, über die zentrale Staats- und Wirtschaftskontrolle, über die Staatssicherheit und über die innerparteilichen Säuberungen in der DDR vor. Richerts originär soziologischer Aspekt zielt darüberhinaus auf die Untersuchung des geplanten „sozialen Wandels", herbeigeführt einerseits durch Aufbau und Ausbau der Grundstoffindustrien zu differenzierteren Formen der Arbeitsteilung und andererseits durch die Organisation der „volksdemokratischen Basis". Massenflucht und Widerstand der Bevölkerung, besonders der Schichten mit einem etablierten traditionellen Kulturbewußtsein, stellten sich dieser Entwicklung entgegen. Von geringerer gesamtpolitischen Bedeutung für die DDR waren nach Ansicht des Verfassers die Schwierigkeiten bei der Kollektivierung der Landwirtschaft. Schwerer wiegen dagegen die Störungen des DDR-System durch die politischen und ökonomischen Fehler der Partei- und Staatsführung, die sich aber teilweise auf Auflagen der Besatzungsmacht zurückführen lassen.
Eine „DDR-Gesellschaft", so kann man die Ausführungen Richarts beurteilen, ist erst mit der Errichtung der „Mauer" entstanden, die Absetzbewegungen unmöglich machte. Diese Maßnahme zwingt die Bevölkerung in ein geschlossenes System von Normen und Verhaltensweisen, für die es keine unmittelbare Alternative mehr gibt, in die hypothetisch oder durch Flucht tatsächlich ausgewichen werden kann. Dieser auswieglose Druck, verbunden mit der relativen Stabilisierung der Situation auch in wirtschaftlicher Hinsicht, besonders für die „technische und administrative Intelligenz", führt zu einem Arrangement mit der bestehenden Ordnung. Diese Anpassung wird für die Jugend durch ein gesellschaftlich umfassendes und fachlich hochspezialisiertes Ausbildungssystem erleichtert, das vielfältigen sozialen Aufstieg verspricht und ermöglicht. Es kann hier bei weitem nicht auf alle gut belegten Problemstellungen der Studie eingegangen werden.. Noch ein Gedanke aus der Arbeit Richerts: Die Etablierung einer DDR-Gesellschaft auf deutschen Boden führt dazu, daß diese Gesellschaft nicht nur geplant und erzwungen wird, sondern sich tatsächlich in Funktion setzt. Diese Funktionalität erfordert aber einen inneren Wandel des Systems nach mehr Freiheit, der von außen weder völlig weggeplant noch vollkommen abgestoppt werden kann. **A. E.**

Bond - Dossier

Der Fall James Bond; 007 — ein Phänomen unserer Zeit. Herausgegeben von Oreste del Buono und Umberto Eco, aus dem italienischen von Annemarie Czaschke, dtv 360, 1966.

Merkwürdig disparat erscheint das Bild des Phänomens, wie es sich in diesen Aufsätzen entwickelt. Da schreibt eine Lietta Tornabuoni über „James Bond — als Modeerscheinung", häuft fleißig zusammengetragene Fakten aufeinander, um dann Fleming mit Bond auszutauschen. Da berichtet Furio Colombo lange und ein wenig umständlich von Bonds Verhältnis zu den Frauen und man wird traurig, daß er die knappe Analyse Umberto Ecos nicht erreicht. Eco, ein führender Literaturtheoretiker, Philosoph und Soziologe Italiens, hat mit seiner Analyse die Basis geschaffen für eine mögliche Neuorientierung unserer Kritik in Sachen Bond. Sein Aufsatz antwortet direkt auf den positivistischen von del Buono, dem Mitherausgeber, der eine Geschichte der Kriminalliteratur entwirft und dazu auffordert, Fleming ernst zu nehmen, wolle man auch Spillane, Hammett und Chandler die Literaturfähigkeit nicht absprechen. Zwar produziere Fleming Unterhaltungsliteratur, aber ist nicht auch „Madame Bovary" und der „Don Quichote" Evasionsliteratur? Eco akzeptiert das literarische Vorbild, das del Buono ihm bietet. Fleming habe Mickey Spillane nicht verleugnet, er habe ihm sogar entscheidende Figuren in seinen Romanen nachgebaut. Doch was Fleming von Spillane unterscheidet, sind die literarischen Mittel. Der Mike Hammer Spillanes ist ein Neurotiker und die Schreibweise Spillanes dadurch notwendig psychologisch. James Bond aber werden Seelenregungen nach „Casino Royale" nicht mehr gestattet. Fleming entschließt sich „die Psychologie als narrativen Motor auszuschließen und die Charaktere und Situationen auf dem Niveau einer objektiven und kalkulierten Strukturstrategie zu behandeln". Diese Entscheidung zeitigt Folgen, die Flemings Romane interessanter machen, als man gemeinhin annimmt. Die Aufnahme der formalistischen Methode bringt Fleming in die Nähe des nouveau roman. Auch hier wird die objektive Welt beschrieben, die Welt der Dinge. Das ist das überraschende an Flemings Romanen. Die Spielsituationen und der Einsatz der Kontrastpaare folgen stereotypen Mustern (Eco zeigt sie grafisch auf und beweist sie anhand von Textstellen), die sich stets gleich bleiben, aber untereinander vertauscht werden. Bond trifft auf den Bösewicht, rettet das Mädchen vor ihrer Vergangenheit, indem er mit ihr schläft, wird gefoltert, um am Ende siegen zu können. Neben diesen Mustern existieren unverhältnismäßig lange Beschreibungen, die für die Entwicklung der action keinerlei Bedeutung haben, ja eigentlich sinnlos sind: eine unendlich lange Autofahrt zum Beispiel; oder die minutiöse Beschreibung einer Leiche, die sich dann wieder belebt; oder die einer Zigarettenschachtel Players über fünfzehn Seiten.
Diese Elemente machen nach Eco das Nervenzentrum der Romane Flemings aus, bestimmen ihre Struktur, zeigen vor allem seine literarischen Fähigkeiten, die sich in der Wahl der Mittel recht erheblich unterscheiden von denen Spillanes. Nun darf man aber nicht glauben, Eco optiere für Fleming. Das Gegenteil ist der Fall. Er entlarvt ihn als geschickten Hersteller von Konsumliteratur, als englischen Gentleman, der seine angelesene Bildung mit großer Naivität verarbeitet, der noch dem 19. Jahrhundert angehört und dessen Ideologien. Doch ist Eco nicht bereit, Flemings Faschismus, seinen extremen Nationalismus, den viktorianischen Kolonialismus, Rassismus und die Verherrlichung der Gewalt so ernst zu nehmen, um darüber alles andere zu vergessen. Zweifellos sei Fleming reaktionär, sagt Eco, weil er Schemata verwende, aber nicht, weil er Rassist sei. Dazu sei Fleming viel zu indifferent. Bei ihm habe die fatale Ideologie nur eine rhetorische Funktion, in dem Sinne, daß er den Leser überreden will.
Im Identifikationsprozeß, den die Bond-Filme ausgelöst haben, findet sich dieser affirmative Charakter der Romane Flemings, auf massenhafte Bedürfnisse zugeschnitten, sonst aber kaum verändert, wieder.
Der Bond-Snobismus vieler Intellektueller wird in dem zentralen Aufsatz Ecos als romantische Apologie einer trivialen Literaturgattung zurechtgewiesen. Am Beispiel der Arbeit des Mitherausgebers del Buono erkennt man die sich am 007-Pop delektierenden Untersuchungen als schön, aber soziologisch wertlos. Zwar kämpfen die Protagonisten von Hamett und Chandler einen aussichtslosen Kampf in ihrer individualistischen Befangenheit, dennoch sind sie realistischer als der Angestellte James Bond, der gegen Märchenfiguren kämpft. Ecos Aufsatz und Teile des psychoanalytischen Beitrags von Fausto Antonini — die den ersten ergänzen — sind hervorragende Beispiele für eine wissenschaftliche Analyse der Literatur und eines Phänomens, das einwirkt in die Gesellschaft, aus der heraus es produziert wurde. Daß es für lange Zeit die beste und bisher einzige phänomenologische Untersuchung darstellt ist gewiß; daß der Verlag gerade auf dieses Buch verfiel, läßt hoffen, daß ähnliches einmal in Deutschland unternommen wird mit anderen Erscheinungsformen unserer Konsumkultur. **W. D.**

Für Menschen mit eigener Meinung

Vorzugspreis für Studierende

monatlich DM 2,75 als Abholabonnement
monatlich DM 3,— bei Postzustellung
monatlich DM 3,65 durch Träger

Abholstellen: Buchhandlung Peter Naacher an der Bockenheimer Warte und Vertriebsschalter Rundschauhaus am Eschenheimer Turm

Fordern Sie bitte eine kostenlose 6-Tage-Probelieferung an

Frankfurter Rundschau, 6 Frankfurt/Main 1, Postfach 3685
Vertriebsabteilung · Telefon 2199513

Jesuitisch oder salomonisch?

Abschließende Bemerkungen zum ratifizierten hessischen Hochschulgesetz

Von Herbert Wolf

Was kein Optimist vor Jahresfrist zu hoffen wagte, ist nun doch eingetreten: Trotz massiver Kritik der Universitätsrektoren verabschiedete der hessische Landtag am 11. Mai das Hochschulgesetz ohne jede Gegenstimme; einzig der FDP-Abgeordnete Hermann Stein aus Gießen, dem Widerstandszentrum, konnte das Plazet nicht mit seinem Gewissen vereinbaren und enthielt sich eines Votums. Wie diese Überraschung? Wie konnte das Verdikt der Professoren, sonst höchst bedeutsam, im Landtag ohne Echo bleiben, wie der Staat sein dirigistisch gescholtenes Konzept gegen den erklärten Widerstand der Hohen Schulen durchsetzen?

Oder war es nur ein öffentliches Schattenboxen, der guten Optik halber auch noch ausgefochten, als hinter den Kulissen der reale Gegensatz längst auf die berühmte Nuance geschrumpft war? Immerhin, Professor Reinhardt, der „Chefideologe" der Universitäten, konzedierte nach der dritten Lesung ohne Ironie, dies Gesetz sei akzeptabel. Nicht so Magnifizenz Rüegg, der Vorsitzende der hessischen Rektorenkonferenz: Keineswegs begeistert, hält er die Konzeption des Landes nach wie vor für falsch.

Einigkeit im Parlament, Zwiespalt bei den Professoren. Und die Presse? An Bravo-Rufen für Wiesbaden hat es nicht gefehlt. Hie „Welt" und „Christ und Welt", dort „Zeit" und „Rundschau", den Rundfunk nicht zu vergessen, spendeten Schüttes Entwurf einträchtig Beifall. Freilich, dieser Konsens der sonst Dissentierenden nötigt eher zum Erschrecken, läßt an den Weg des geringsten Widerstandes denken. Jener Abgeordnete in der Schlußdebatte, der, seine Genugtuung über Einstimmigkeit und Beifall plump verfremdend, scherzhaft räsonierte, die Entscheidung müsse „jesuitisch" oder „salomonisch" ausgefallen sein, um so zu reüssieren, trifft ein gut Teil der Wahrheit, doch pejorativer, als ihm lieb sein kann.

Hochschulreform tut Not

Zu den Motiven der Claqueure: Es hat allmählich sich herumgesprochen, daß Hochschulreform in Deutschland dringlich sei, und Reform hieß das erklärte Ziel des Schütteschen Entwurfs. Eines war, bei aller Verschiedenheit der Geister, in der Öffentlichkeit nicht kontrovers: So wie bisher kann es nicht weitergehen. Gegen dieses auf Remedur drängende Unbehagen gerieten die Rektoren mit dem Kassandraruf vom drohenden Oktroi gegenüber der im Kern gesunden Universität alsbald in Ideologieverdacht. Doch in der Defensive, nach taktischen Eigentoren, lernten sie zu kontern und erzielten beinahe noch ein Unentschieden. – Wie also sieht dies umstrittene Gesetz nun aus?

Sein Prinzip klingt nicht gerade neu: „Die Hochschulen dienen der Forschung und Lehre." Jedoch, man muß beachten, was nicht darin erscheint: „Erziehung" nämlich. Der Landtag hat erfreulicherweise einen von der Forschung abgespalteten, außerwissenschaftlichen zu betreibenden Erziehungsauftrag den Universitäten abgesprochen und auf der klassischen Einheit von Bildung und Wissenschaft bestanden. Fraglich freilich, ob der Begriff, den die positive Wissenschaft von sich selbst hat, eine Bildung (praktische Handlungsorientierung) überhaupt noch zuläßt – hier schon zeigen sich die objektiven Grenzen einer qua Gesetz betriebenen Reform.

Trotzdem, der Möglichkeiten bleiben viele. Dahin gehört der Passus von den Pflichten der Studenten, jene insbesondere, sich „ehrenhaft" zu verhalten. Diese elitäre Standesklausel alter Burschenherrlichkeit, die jedem Mißbrauch offensteht, wich – im Regierungsentwurf noch vorgesehen – der demokratischeren, am Strafgesetzbuch orientierten Interpretation: „Die Studenten sind verpflichtet, die Ordnung des akademischen Lebens zu wahren." Man möchte hoffen, daß auch das künftige Disziplinargesetz den reaktionären Begriff eliminiert und zeitgemäße Normen an seine Stelle setzt – falls überhaupt disziplinarische Kautelen gegen Studenten mit dem Grundgesetz vereinbar sein sollten.

Den Gesetzgeber interessierten allerdings in erster Linie andere Phänomene: Handfester Notstand, Überfüllung der Hochschulen, lange Studienzeit (was ist Ursache, was Folge?), gefährlich oft vorzeitiger Abbruch, numerus clausus bei wachsendem Bedarf an Wissenschaftlern und wissenschaftlich geschulten Spezialisten – es ist evident: Die Ausbildung muß rationalisiert werden; vorab durch neue Studienordnungen, Straffung des Lehrbetriebs und des des Prüfungsstoffs, dann erst durch Zwangsexmatrikulation von wirklichen Bummelanten. Das hesische Hochschulgesetz hält, als erste Vorschrift im Universitätsbereich, diese Reihenfolge ein:

„Die Fakultäten sorgen dafür, daß die Studenten innerhalb der festgesetzten Mindestdauer des Studiums in sachgerechter Reihenfolge über alle notwendigen Fächer ihres Studienbereiches Vorlesungen, Übungen und andere Unterrichtungsveranstaltungen besuchen und ihr Studium abschließen können. Hierzu stellen die Fakultäten Studienpläne auf; sie führen regelmäßige Studienberatungen, insbesondere für die Studenten der Anfangs- und Prüfungssemester, durch. Die Fakultäten wirken zusammen mit den Prüfungsämtern und den Prüfungsorganen daraufhin, daß die Studenten in der Regel die in den Prüfungsordnungen vorgesehenen Studienzeiten einhalten."

Außerdem soll die Vorlesungszeit des Sommersemesters der des Wintersemesters angeglichen werden: bis zu einer bundeseinheitlichen Regelung, somit ad kalandas Graecas, ist dies freilich nicht mehr als ein platonischer Beweis des guten Willens. Weniger utopisch scheint allerdings die Anweisung an die Fakultäten, in den Ferien, will sagen der vorlesungsfreien Zeit, „Übungen und Kurse" abzuhalten „zur Straffung, Ergänzung und Vertiefung des Studiums". Die Studenten, sie hören's nicht gerne.

Aber auch die Professoren nahmen den „Verschulungsparagraphen" nur mißvergnügt zur Kenntnis. Weniger freie Zeit bedeutet weniger Muße zum Forschen. Ihr Lamento begann aber erst, als Schütte die Souveränität der Ordinarien anzutasten wagte: „(Die Fakultäten) koordinieren die Forschungsprogramme mehrerer Lehrstühle", hieß es im Entwurf. Dieser einzige, allzu zaghafte Ansatz, die „Oligarchie der Lehrstuhlinhaber" und „Monokratie der Institutsdirektoren" (Wissenschaftsrat) einzuschränken, wurde sofort als Eingriff in die akademische Freiheit denunziert; er erwies sich als nicht durchsetzbar. Im Gegensatz steht nun, unverbindlich deklamierend: „(Die Fakultäten) fördern gemeinsame Forschungsvorhaben mehrerer Hochschullehrer und die Koordinierung der Forschungsprogramme", und fast alles bleibt beim alten. In einem der zentralsten Punkte der Hochschulreform resignierte also auch der hessische Gesetzgeber vor dem Anathema eines vorgeblich unerlaubten Eingriffs in die inneren Organe der tabuierten Alma Mater, während doch nur eine Reform an Haupt und Gliedern die senil Gewordene retten könnte. Immerhin gilt für die institutsinterne Arbeit: „Die Bildung von Forschungsgruppen ist zu fördern". Die Errichtung zentraler wissenschaftlicher Anstalten, auch außerhalb der Fakultäten, ist ausdrücklich vorgesehen, ebenso die Gliederung der Fakultäten in Sektionen und Abteilungen, aber – auf Vorschlag der Fakultäten. Diesen Zahn haben die Rektoren den Politikern gezogen.

Ungebrochene Macht der Ordinarien

Nur auf diesem Hintergrund wird man begreifen können, warum um das Vier-Jahre-Rektorat ein solch erbitterter Kampf entbrannte. Wenn freilich die Autonomie der Ordinarien auf dem Spiele steht, darf auch der Rektor nicht zu mächtig werden. Wir wagen zu bezweifeln, ob die offiziellen Argumente tragen, nach denen ein Professor mit Verwaltungsqualifikation so lange Zeit nicht auf seine Forschertätigkeit verzichten könne: Professor Heß beweist in Konstanz das Gegenteil. Doch auch hier lenkte der Landtag schließlich ein: Den Hochschulen bleibt nun selber überlassen, wem sie den Vorzug geben wollen, dem vier Jahre amtierenden Rektor oder einem Direktorium aus drei Kollegen mit insgesamt dreijähriger Amtszeit. Die Antwort scheint nicht schwer. Daß man, der CDU gefällig, alternativ auch einen Hochschulpräsidenten installierte, der nicht nur die akademische, sondern auch die Wirtschafts- und Personalverwaltung der Universität zu leiten hätte; einen Super-Rektor auf acht, wenn nicht zwölf Jahre, also (den leibhaftigen Exponenten des Dirigismus), daß man insgesamt jedoch die klare Direktive mied, reduzierte die reformerische Intention in diesem Punkt so offensichtlich, daß kaum mehr als ein schwaches Alibi verblieb: Um Sachverstand und Kontinuität in der Universitätsverwaltung, über das Niveau des Oberamtmanns im Rektorat hinaus, war es dem Entwurf zu tun. Ist denn jetzt gesichert, daß nicht, wie bisher, verehrungswürdige Honoratioren – wie es der Zufall will, im Reglement der Administration erfahren oder nicht – gutwillig weiter dilettieren?

Doch auch die Kompetenz des Kanzlers, des Geschäftsführers in Wirtschafts- und Personalangelegenheiten (dem Kultusminister, nicht dem Rektor unterstellt), dessen Sachverstand mangelnde Effizienz hätte kompensieren können, wurde konsequenterweise eingeschränkt, freilich den Rektoren nicht genug, denn die staatlichen Finanzinteressen geboten dem Landtag gebieterisch Einhalt. Nachdem der Kanzler jetzt im Einvernehmen (statt Benehmen) mit Rektor und Senat zu ernennen ist, Beschlüsse des Verwaltungsrats, des höchsten Verwaltungsorgans (mit professoraler Mehrheit), nur noch aus Gründen der „wirtschaftlichen und sparsamen Verwaltung" beanstanden kann, nicht aber wegen „Unzweckmäßigkeit", andererseits die Hochschule in Wirtschafts- und Personalangelegenheiten selber vertritt sowie Sitz und Stimme im Senat (dem höchsten Selbstverwaltungsgremium der Universität) erhält, ist wohl ein labiles Gleichgewicht der Unzufriedenheit erreicht, von dem im Einzelfall abzuwarten ist, wohin es tendiert.

Reform hinter verschlossenen Türen

Wenn die Rektoren nach der dritten Lesung zu erkennen gaben, sie wollten das Gesetz nicht länger bekämpfen, so nicht aus taktischen Motiven, das erscheint nun klar – ein Entscheidendes haben sie erreicht: Die Reform findet zum guten Teil hinter den verschlossenen Türen der Universitätssenate und -fakultäten statt (oder nicht statt); erst die Satzungen der Hochschulen können erweisen, wieviel vom ursprünglichen Reformgeist des Wiesbadener Gesetzentwurfs in Darmstadt, Frankfurt, Gießen, Marburg wehen wird.

Es liegt uns freilich fern, die Professoren hier als Reaktionäre abzustempeln. Eine Reihe von Bedenken war zweifellos berechtigt. Unbezweifelbar, daß allzu straffes Reglement unter dem Deckmantel gesellschaftspolitischer Erfordernisse mit „Einsamkeit und Freiheit" nicht übereinzubringen ist. Bemerkenswert, daß ein so „progressiver" Hochschullehrer wie Max Horkheimer etwa gerade in den archaischen Institutionen der deutschen Universität ein Maximum an geistiger Freiheit verwirklicht sieht. Der Gesetzentwurf enthielt wirklich dirigistische Tendenzen. So sollte der Minister einen Hochschullehrer auch berufen können, wenn dieser von der Fakultät nicht vorgeschlagen war. Die Gefahr liegt auf der Hand: parteipolitische oder konfessionelle Arithmetik könnte eines Tages sachliche Qualifikation verdrängen. Nun muß der Minister sich der Fakultätsempfehlung beugen; nur wenn die Berufungsliste ihm nicht innerhalb von sechs Monaten vorliegt, kann er selbst entscheiden, um längere Vakanzen zu vermeiden, aber auch dann nur, wenn eine bessere Lösung im Einvernehmen mit der Fakultät nicht möglich ist.

Emanzipierte „underdogs"

Als Erfreulichstes im Gesetz bleiben zu nennen die Abschnitte über die underdogs der communio academica. Zunächst die Hochschule für Erziehung: Ihr erkennt das Gesetz als „Abteilung für Erziehungswissenschaften" Fakultätscharakter zu, freilich ohne Promotions- und Habilitationsrecht. Bisher mußte sie, den Universitäten nur angeschlossen, extra muros ein Zwitterdasein zwischen Hoch- und Fachschule fristen. Der Wiesbadener Entschluß, zu aller Überraschung von der CDU initiiert, stellt einen bedeutsamen Schritt auf dem Wege zur völligen Integration dar, zu einer Konzeption, wissenschaftlicher Lehrerbildung, die angesichts der Ansprüche an die Qualifikationen zukünftiger Hauptschullehrer einzig angemessen scheint. Auf die Dauer wird auch die Struktur von anderen Fakultäten davon nicht unbeeinflußt bleiben können.

Weiter die Nichtordinarien und die Nichthabilitierten, bis zu den wissenschaftlichen Hilfskräften mit Examen: Sie erhalten das Recht, einen „Rat" zu wählen, der sie vertritt, insbesondere in den Kollegialorganen der Universität. Das hat es für die Nichthabilitierten bisher überhaupt noch nicht gegeben. Wenn auch die Mehrheit der Ordinarien in Senat, Fakultäten und Verwaltungsausschuß erhalten bleibt erfolgt doch die Willensbildung nicht ganz so oligarchisch wie zuvor.

Schließlich die Studentenschaft: Ihr legt das Gesetz fast alles in den Schoß, was sie sich wünschte. Endlich erhält sie konkrete Aufgaben zugewiesen, die sie vor einem Ausverkauf ihrer Kompetenzen schützen soll:

„Die Wahrnehmung der hochschulpolitischen Belange ihrer Mitglieder; die Wahrnehmung der wirtschaftlichen Selbsthilfe der Studenten, soweit sie nicht dem Studentenwerk übertragen ist; die Mitwirkung bei der Studentenförderung; die Förderung der politischen Bildung und des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtseins der Studenten; die Pflege internationaler Studentenbeziehungen; die Unterstützung der kulturellen und musischen Interessen der Studenten; die Pflege des freiwilligen Studentensports."

Endlich auch wird dieser umständlich, weil ideologisch, formulierte Bereich studentischer Selbstverwaltung juristisch abgesichert: die Studenten bilden innerhalb der Hochschule eine eigene Körperschaft des öffentlichen Rechts, können voll am „Geschäftsleben" partizipieren, während bisher das Damoklesschwert ungeklärter Haftungsfragen den Elan empfindlich hemmte. Selbstverständlich nun auch, daß die Studentenschaft über ihre Finanzen autonom entscheidet und nicht länger beim Senat im Bettlergewand erscheinen muß. Dazu kommt die starke Erweiterung der Mitarbeit in den akademischen Selbstverwaltungsgremien: Studenten haben Sitz und Stimme im Senat, den Fakultäten, deren Ausschüssen und im Verwaltungsrat. Eine Negativliste schließt freilich immer noch bestimmte Rechte aus:

„Über Berufungsvorschläge, Habilitationen, Promotionen, sonstige Prüfungen, akademische Ehrungen und persönliche Angelegenheiten des Lehrkörpers und der wissenschaftlichen Mitarbeiter sowie über Stellenbesetzungen beraten und beschließen der Senat, die Fakultäten und die Senats- und Fakultätsausschüsse ohne die Vertreter der Studentenschaft."

Interessenvertretung und loyale Mitarbeit?

Der Teufel steckt im Detail. Was sind zum Beispiel „sonstige Prüfungen"? Können die Studenten durch dies Hintertürchen von den Diskussionen über Prüfungsordnungen ausgeschlossen werden, obwohl sie ausdrücklich aufgerufen sind, die Studienordnungen mit zu gestalten? Oder geht es nur um einzelne konkrete Prüfungsfälle? Immerhin, die Bastion „Wahlen" auf der Ausschlußliste ist gefallen – sonst hätten Sachprobleme beliebig als personelle kaschiert werden können, um die Studentenvertreter vor die Tür zu setzen. Künftig also wählen, nach Maßgabe der Hochschulsatzung, Studenten auch den Rektor mit, ebenso Vertreter der Assistenten und der nichthabilitierten Lehrkräfte. Uns scheint, man wird in der Studentenschaft bald weniger vom „Berliner Modell", dafür umso mehr vom neuen „Hessischen" reden, denn in Hessen wird beides möglich: Interessenvertretung und loyale Mitarbeit in den akademischen Gremien.

In toto: Die Möglichkeiten einer pluralistischen Staatsverfassung wurden in Hessen ausgiebig genutzt – von allen Seiten. Entsprechend ist das Ergebnis ein Kompromiß; er kann nicht alles halten, was man sich einst von dem Entwurf versprochen hat. Dem intendierten Ziel, Hochschulreform, bringt er um nur wenig näher – zu wichtige Entscheidungen wurden auf die Universitäten abgewälzt. Daß aber doch ein Teil der guten Vorsätze reallsiert werden konnte, macht das Gesetz, bei aller Inkonsequenz, zu einem – sit venia verbo – guten Kompromiß. Es hat in deutschen Landen noch nicht seinesgleichen; kein Argument für Hessen, ein starkes gegen andere Länder.

Kultusminister Schütte sprach zum guten Schluß im Landtag von dem Ball, den die Hochschulen nun auffangen müßten. Jedoch, es ist ihm nicht gelungen, sie auf seine Spielregeln zu verpflichten; zu viele Alternativen ließ er ihnen offen. Deutlich, da ihnen wesentliche Entscheidungen zugeschoben worden sind, wird sich das wahre Potential der Universitäten nun erweisen, wenn sie beginnen, dies Gesetz in gesellschaftliche Praxis umzusetzen. Wird die vom Staat gewollte Provokation, die im keepsmiling endete, sie anregen, sich auf ihre besten Traditionen zu besinnen?

Nach den Erfahrungen in Wiesbaden, Darmstadt, Frankfurt, Gießen und Marburg scheint übergroßer Optimismus leider nicht angebracht.

Die quantifizierte Qualität

Ein Bericht über Möglichkeiten und Grenzen der modernen Bildungsökonomie

Die große Stärke der Bildungsökonomen war es bisher, die Aufgaben und Fragen abzugrenzen und zu formulieren. Sobald man sich an die Lösung der Aufgaben heranmacht, tritt immer wieder das Problem auf, die Erträge der Bildungsinvestitionen zu messen. Ist das möglich? Kann man durch Messung oder Vergleich feststellen, ob sich vermehrte Ausgaben für die Bildung einer Bevölkerung lohnen oder — um in der Sprache der Bildungsökonomen zu sprechen: Sind Investitionen in ‚human capital' rentabel?

In der Entwicklung der Bildungsökonomie lassen sich drei Stufen verfolgen: Um einen ersten Überblick zu bekommen, fragten die Wissenschaftler danach, wieviel für Bildung und Ausbildung in einem bestimmten Land ausgegeben wurde und wie sich diese Ausgaben im Laufe der Zeit veränderten. Das empirisch gefundene Material stellte man in Tabellen zusammen und verglich die Ergebnisse historisch und international.

In der zweiten Phase suchte man schon nach Zusammenhängen, vor allem nach dem zwischen der Zahl an gut ausgebildeten Menschen (besonders Lehrern, Wissenschaftlern und Ingenieuren) und dem Wohlstand in einer Volkswirtschaft. Man vermutete eine kausale Beziehung zwischen der Ausstattung mit „klugen Köpfen" und der Prosperität eines Landes. In der dritten Phase, die heute die Maßstäbe für die Forschung setzt, verläßt man die bloße Deskription. Die Bildungsökonomen drängen zur eigenen Aktivität. Aus der Erkenntnis der Zusammenhänge will man Bildungsausgaben als wachstumsfördernde Investition verstehen. Das setzt aber voraus, daß man nicht nur die Kausalbeziehung zwischen Investition und wirtschaftlichem Wachstum kennt, sondern auch die Gestalt dieser Beziehung. Verständlich auch, daß es dabei keine ein für allemal gültige Lösungen geben würde: Bildungsausgaben wirken in einer sich entwickelnden Wirtschaft anders als in einem hochindustrialisierten Land.

Bildungsaufwand als Sozialinvestition

All diese Überlegungen setzen eine ziemlich exakte Messung sowohl des Aufwands als auch des Ertrages der Bildungsinvestitionen voraus. Wenn solche Messungen möglich wären, dann könnten die Bildungsökonomen den Regierungen praktikable Antworten geben auf die Frage, ob sich große Anstrengungen auf dem Bildungssektor positiv auswirken oder auf Überlegungen, ob man Forschungsstätten bauen soll oder ob es vielleicht für die Volkswirtschaft günstiger ist, ausländische Patente zu kaufen. Oder eine andere Frage: Sechzehnjährige in der Produktion vermehren das Steueraufkommen, wenn man sie auf die Schulbank setzt, kosten sie Steuergelder. Sind das langfristige rentierliche Ausgaben?

Wir sprechen hier von Bildungsinvestitionen. Investitionen nennt man in den Wirtschaftswissenschaften den innerhalb einer Periode erzielten Zugang an Anlagen (Fabrikhallen, Maschinen), variiert durch die Lagerbestandsveränderungen. Treffender in unserem Zusammenhang ist wohl der Begriff der Sozialinvestition: Das sind solche Investitionen, die sich auf Einrichtungen zur Verbesserung der Lebensgrundlagen der Bevölkerung im weitesten Sinne beziehen, die aber nicht unmittelbar die Produktivität der Gesamtwirtschaft erhöhen. Neben dem Wohnungsbau, kommunalen Einrichtungen wie Wasserversorgung und Parkanlagen, zählt auch der Aufwand für das Schul- und Hochschulwesen zu diesen Sozialinvestitionen.

Man macht einen Unterschied zwischen Investition und Konsum, also dem unmittelbaren Verbrauch. Bildung kann auch Konsumcharakter annehmen. Aber ein Konsum von Bildungswerten kann sich nur höchst indirekt auf die Produktivität der Gesamtwirtschaft auswirken. Der Bildungsökonom wird das vernachlässigen müssen, wenn er handliche und ökonomisch relevante Größen anstrebt.

Unbestritten erfährt der Bildungsbegriff damit eine Einschränkung, wie stets in der ökonomischen Betrachtung, besonders wenn man ein Bildungsideal des l'art pour l'art hat oder Bildung als dauernden Prozeß ohne Ende versteht. Manche Autoren schlagen den Begriff Ausbildung vor, um die begriffliche Differenz klarzulegen, aber auch die Ausbildung und ihre Erfolge werden der ökonomischen Betrachtung nicht voll zugängig sein, Wir werden also berücksichtigen müssen, daß Bildungswerte und geistige Leistung im vollen Sinn nicht adäquat in Zahlen faßbar sind. Dennoch können die meßbaren Größen als pars pro toto stehen: sie geben den Trend und die vergleichbare Größenrelation an.

Private Ausbildungskosten

Mikroökonomische Überlegungen wird jeder anstellen, der seinen Ausbildungsgang plant. Selbst wenn die Gemeinschaft fast alle Ausgaben übernimmt, so bleibt doch ein erheblicher Aufwand in Form der ‚opportunity costs'. Damit ist der entgangene Gewinn gemeint: Solange der Lernende wegen des Lernprozesses nicht verdient, entsteht ihm dieser Verdienstausfall. Die Frage für den Einzelnen stellt sich dann vielleicht so: Wenn ich bis zum 30. Lebensjahr studieren muß, kann ich dann noch mit meinem Banknachbar aus der Volksschule, der mit sechzehn Jahren Plattenleger wurde, konkurrieren? Nicht nur, weil wir als Dreißigjährige gleichviel verdienen, sondern auch, weil er schon 14 Jahre lang eine Lohntüte nach Hause trug, während ich noch ‚investieren' mußte. Außer dem entgangenen Gewinn treten natürlich noch andere Lasten für den Einzelnen hinzu, je nach dem Ausmaß, wie die Gesellschaft diese zu übernehmen bereit ist.

Edward E. Denison stellte zur Rentabilität von Investitionen in die eigene Bildung Untersuchungen an; zunächst beschäftigte er sich mit dem durchschnittlichen Schulbesuch. Seine Ergebnisse kombinierte er mit den durchschnittlichen Einkommensunterschieden zwischen Gleichaltrigen, die sich im wesentlichen nur durch den ‚Beschuldungsgrad' unterschieden. Er nahm an, daß sich $^3/_5$ der festgestellten Differenz auf die unterschiedliche Ausbildung zurückführen lassen, die restlichen $^2/_5$ auf größere Begabung oder größere Energie beim Lernen und andere unwägbire Faktoren wie hausliche Umgebung und ähnliches.

Die Beziehung zwischen Kosten der Ausbildung und späterer Einkommenshöhe ist sicher nicht so stringent, wie sie gern angenommen wird. So leicht sich Korrelation zwischen Ausbildung und Einkommen formal herauskristalliesieren lassen, so sehr muß man beachten, daß das Einkommen auch eine Funktion des Alters, des Geschlechts und des allgemeinen Beschäftigungsgrades ist, so daß letztlich die Entscheidung des Einzelnen, ob er ‚in sich' investieren soll, wohl mehr nach metaökonomischen Überlegungen erfolgen muß als nach Kosten- und Ertragserwägungen.

Interessanter für den Bildungsökonomen ist die makroökonomische, die gesamtwirtschaftliche Betrachtung. Bei dieser sind die gesamten Bildungsinvestitionen (input) und die gesamten daraus resultierenden Erträge (output) einer Volkswirtschaft zu berücksichtigen, wobei die privaten und die öffentlichen Faktoren zusammen betrachtet werden. Dabei wird man pauschal sagen dürfen, daß der Aufwand leichter zu erfassen ist als der Ertrag.

Als Investitionen der Lernenden hatten wir bereits die ‚opportunity-costs' als Haupteinflußfaktor genannt; die Investitionen der privaten oder staatlichen Träger der Bildungseinrichtungen setzen sich in der Hauptsache zusammen aus den laufenden Kosten für die Gehälter der Lehrenden, aus Sachausgaben sowie Abschreibungen auf Gebäude und Anlagen. Aber in der makroökonomischen Betrachtung werden diese einzelnen Investitionen alle zum ‚input' zusammengefaßt. Der ökonomisch relevante und meßbare ‚output' muß sich dann als Ertrag irgendwie im Sozialprodukt niederschlagen, das ja Auskunft über die gesamtwirtschaftliche Aktivität gibt.

Sozialprodukt und Bildungsniveau

Im primären Stadium der Bildungsökonomie, als es um die bloße Deskription ging, hat sich besonders Friedrich Edding mit dem Zusammenhang zwischen dem Wert der Schulausgaben pro Kopf der Bevölkerung und der Höhe des Sozialprodukts beschäftigt. Dabei stellte er eine weitgehende Übereinstimmung fest, die sicher nicht zufällig ist: je höher das Volkseinkommen, desto höher sind die Bildungsinvestitionen; oder umgekehrt: je mehr in Bildung investiert wird, desto höher das Volkseinkommen. Über die kausale Richtung oder die mögliche Interdependenz bei diesem systematischen Zusammenhang konnte Edding bei der bloß statischen Betrachtung keine Aussage machen. Immerhin eigneten sich die Feststellungen bedingt dazu, den internationalen Vergleich anzufachen und strukturelle Unterschiede im Vergleich zwischen den Ländern zu konstatieren.

Aber in der weiteren Entwicklung reichten diese Feststellungen nicht aus: den Politiker, für den der Bildungsökonom hauptsächlich arbeitet, interessieren vor allem die dynamische Betrachtung und die Prognosen für die künftige Entwicklung: Wie wirkt sich, ausgehend von der jetzigen Situation, jede weitere Mark aus, die in Bildung investiert wird? Wann beginnt das Gesetz vom abnehmenden Ertragszuwachs zu wirken? Oder gilt das Saysche Theorem, demzufolge jedes Angebot auch seine Nachfrage findet: Wenn man also auf dem flachen Land Schulen baue, dann würde es auch genug Bildungswillige geben, um sie zu füllen.

In diesem Dilemma, Entwicklungen verfolgen zu müssen, besann man sich bald auf den ‚Residualfaktor', eine Größe in der Wachstumstheorie. Was ist das? Wenn das Sozialprodukt sich mit einer gewissen Wachtumsrate in einer Periode vermehrt, dann muß sich das Wachstum auf bestimmte Faktoren gründen. Dabei kann es sich um quantitative und qualitative Verbesserungen handeln: quantitative in Form von längerer Arbeitszeit oder vermehrtem Einsatz von Produktivkräften (Boden und produzierten Produktionsmitteln wie z. B. Maschinen). Bei qualitativen Verbesserungen ist an gesteigerte Arbeitsintensität beziehungsweise bessere Hilfsmittel zu denken. Bei empirischen Untersuchungen ergab sich nun, daß das Wachstum immer größer war, als sich aus der Berücksichtigung der Faktoren ‚Arbeit' und ‚Kapital' hätte ergeben dürfen. Diese Differenz, anfangs als ‚technischer Fortschritt' klassifiziert, erwies sich als sehr heterogen zusammengesetzte Größe. Schließlich einigte man sich auf den Terminus ‚Residualfaktor'.

Den Residualfaktor weiter aufzugliedern und besonders den auf bessere Bildung zurückzuführenden Anteil zu quantifizieren, war das Bemühen von Edward E. Denison. In seiner Untersuchung geht er aus vom durchschnittlichen Wachstum des amerikanischen Volkseinkommens von 1909—1929 und 1929—1957. Nach Schätzungen gliedert er dieses Wachstum mit viel Akribie auf. Der Effekt der Arbeitszeitverkürzung auf die Qualität der menschlichen Arbeit und die Veränderung in der Zusammensetzung der Beschäftigten nach dem Geschlecht werden ebenso berücksichtigt wie die Fortschritte der Wissenschaft und die Veränderungen der Zeitspanne zwischen einer Erfindung und deren Anwendung. Denison leugnet dabei nicht, daß seine Arbeit nur ein Ansatz sein kann. So weist er beispielsweise darauf hin, daß sich qualitative Verbesserungen der Endprodukte nicht in einem Wachstum des Sozialproduktes widerspiegeln.

Denison gibt dann Empfehlungen, wie man die Wachstumsrate von 3,3 Prozent auf 3,4 Prozent erhöhen könnte. Er führte acht Möglichkeiten an, z. B. die durch Krankheit und Unfälle verlorene Zeit zu halbieren, den Einwanderungsüberschuß zu verdoppeln oder — um die Bildungsinvestitionen nicht aus dem Auge zu verlieren — jeden Schüler 1½ Jahre länger die Schulbank drücken zu lassen, beziehungsweise einen entsprechenden qualitativen Fortschritt im Erziehungswesen zu erreichen.

Globalgrößen helfen kaum weiter

Wenn alle Annahmen völlig zutreffend wären, dann wäre es in der Tat hier gelungen, die Bildungsinvestitionen und ihre Wirkung streng zu quantifizieren. Aber da werden eine ganze Reihe von Einwänden geltend gemacht, die Denisons Bemühungen, trotz der richtigen Fragestellung und des guten Ansatzes, letztlich als rein akademische Denkübungen erscheinen lassen. Vor allem wäre es notwendig, zwischen den verschiedensten Aufwendungen zu differenzieren. Bildungsinvestitionen kann man zwar in der gesamtwirtschaftlichen Betrachtung zusammenfassen, aber man darf das nicht in einer ex-ante-Empfehlung. Es nutzt gar nichts, wenn man die Lehrergehälter erhöht und gleichzeitig Schulgebäude fehlen. Ebenso unsinnig wäre es, die allgemeine Schulpflicht zu verlängern, wenn die Abiturientenquote im Vergleich zu anderen Ländern zu gering ist. Solange es nicht möglich ist, hier zwischen den Formen der notwendigen Investitionen zu unterscheiden, helfen Globalangaben, wie Denison sie gibt, nicht weiter.

Kehren wir zu unserer Fragestellung zurück, ob sich die Wirksamkeit von Bildungsinvesitionen messen läßt, so ist sie auf keinen Fall eindeutig zu bejahen. Aber an Versuchen fehlt es nicht, und die Bildungsökonomie wird sich weiter darum bemühen.

In den Vordergrund rückt freilich ein anderer Komplex: die Bedarfsplanung. Wenn es auf diesem Gebiet gelingt Zahlen vorzulegen, aus denen zu entnehmen ist, wieviel Abiturienten wir 1980 brauchen, wieviel Chemiker, wieviel Ärzte und wieviel Facharbeiter, dann ergeben sich die Bildungsinvestitionen ihrer Art und Größe nach ganz von selbst. Ob sie sich nun lohnen oder nicht: der Abiturient von 1980 wird schon heute eingeschult.

V. Hummel

kurz notiert

Kultur referiert

In Aachen referierten und konferierten zwei Tage lang neun Kulturreferenten westdeutscher Hochschulen über ihre Arbeiten und Probleme. Nicht einmal die Hälfte der Universitäten war vertreten, ganz zu schweigen von Vertretern aus der DDR. Die Initative zu diesem Treffen ging von Aachen aus. Einigen Kulturreferenten lagen ihre Probleme so fern, daß sie daheim blieben, schwiegen oder nur drohende Briefe schrieben (aus Angst vor Kaffeeklatsch bleiben sie lieber inaktiv).

Wenn die Tagung keine politischen Streitereien brachte („links" und „rechts" waren einträchtig beieinander), so lag dies an Problemen der Hochschularbeit und Kulturpolitik. Wenn niemand — welches Glück — Kulturdefinitionen vom Stapel ließ, dann deswegen weil, auch studentische Feierabendveranstaltungen von den „innenpolitischen" Verhältnissen der Hochschulen leben. Der Bildungsnotstand türmte sich immer wieder als Barriere auf, vor der man sich resignierend allen Kulturansprüchen versagte. Einerseits verschwor sich eine Notgemeinschaft Kultur, andererseits wurde geredet von „keinem Interesse", „das hat ja doch keinen Zweck": Ein Exempel der Misere studentischer Selbstverwaltung. Wenn in Aachen 51% Wahlbeteiligung normal ist, so kann die Misere noch ansporen; sonst ist auch die Lustlosigkeit eine Kapitulation vor autoritären Universitätsverfassungen. Das neue hessische Hochschulgesetz verpflichtet die Studenten zur Mitarbeit an der Hochschulreform. In Berlin haben die Studenten gezeigt, wie ernst eine Mitverwaltung zu nehmen ist; jede politische und kulturelle Veranstaltung kann zum Prüfstein studentischer Rechte und Pflichten werden. In Aachen traf man sich nicht zur Aufwertung ästhetischer Mauerblümchen, sondern weil man die Hemmschuhe studentischer Aktivität in der Selbstverwaltung kennengelernt hatte und weil eine bessere Kommunikation Vorbedingung zu besserer Arbeit bedeutet.

Konservativ wie die Universitäten sind die meisten Kulturprogramme, mit gängiger Pantomime und Kammermusik. Einige Universitäten vergeben die Chance studentischer Selbstbehauptung sowieso, man macht mal was, „Kultur" ist kein abgegrenztes Gebiet, dazu gehört jede akademische Tätigkeit, man kann W. Neuss z. B. auch von politischen Referaten einladen. Der Eifer „etwas zu bieten", ist jedenfalls fast schon bewegend. Immerhin nahmen einige die Anregung auf, sich mit den Hochschulgesetzen einmal näher zu befassen, und scheinbar „unkulturelle" Veranstaltungen aufzunehmen. Was als unakademisch gilt, sollte gerade die Studenten angehen. Sie müssen sich nicht den Bildungskonsum, der nur Verdauungsgeräusche hervorbringt, unterwerfen.

Einen Tag wurde diskutiert über administrative Fragen; wie die Abhängigkeitsverhältnisse sind, wieviel Geld man ausgeben kann, wie gearbeitet wird. Der Etat, wenn überhaupt fest vorhanden, reicht von einigen hundert bis zu zehntausend DM.

Natürlich war die Tagung zu kurz. Vorschläge zu Veranstaltungen wurden ebenso hektisch ausgetauscht wie Klagen über die Beschränkung und Beschränktheit in Universität und Studentenschaft. Kulturpolitisch (eine relativ starke Stellung der Selbstverwaltung), kulturell (mit italienischem Theater) und kulinarisch bot Aachen eine kleine Kostprobe. Vielleicht bleibt vieles Strohfeuer, in dem man Planpapier verbrennt. Die Verbindung sollte gehalten werden; Kultur braucht keine große Verwaltung, sie benötigt mehr Geld und mehr Unabhängigkeit.

W.

Der aktuelle Kulturbericht:

Prominenten-Happening

Mit einem Düsenclipper landete gestern, aus der Ewigkeit kommend, in Berlin-Tempelhof eine erlauchte Besuchergruppe. Auf Einladung der Ford-Foundation kamen in die ehemalige Reichshauptstadt die Herrn Gilgamesch, Ignatius von Loyola, Novalis, Keats, Nietzsche und Spengler, um — wie sie feststellten — den Ruf des Kulturzentrums Westberlin zu fördern. Von Westberliner Journalisten umringt, lächelten die prominenten Stipendiaten zunächst schüchtern, aber offenbar doch ein wenig geschmeichelt von dem liebenswürdigen Empfang. In bereitstehenden Mercedes-Wagen fuhren sie, ohne auf weitere Fragen des Publikums einzugehen, ins Berlin Hilton, wo sie heute abend ein „Teach-In" veranstalten werden über das Thema „Das Berliner Amerika-Haus oder das Ei des Kolumbus".

R. L.

FAHRSCHULE
FRANKFURT/M.
Bockenheimer Landstraße 95
Telefon 77 91 40
Grundgebühr: DM 50.—
Fahrstunde: DM 12.50

POHL
seit Jahren
die Fahrschule
der Studenten

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25246
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

Nachrichten für Studenten

Antrag auf Erhöhung des Förderungsmessbetrags

Beginnend mit dem Haushaltsjahr 1967 wünscht die SPD-Fraktion eine Neufassung der Bewilligungsbedingungen für das Honnefer Modell. Außerdem soll der Förderungsmeßbetrag auf 350,– DM pro Monat heraufgesetz werden. Dieser Antrag wurde zur dritten Lesung des Haushaltsgesetzes 1966 eingebracht. akd

Vietnam-Protest-Komitee tagt in Schweden

Während des Vietnam-Kongresses in Frankfurt beschlossen Vertreter des „Westeuropäischen Komitees für den Frieden in Vietnam" im Oktober in Lund/Schweden ein internes Seminar über Fragen der kolonialen Revolution abzuhalten. Die Tagung soll dem Selbstverständnis der beteiligten Studentengruppen dienen. Weiter entschied das Komitee, eine Korrespondenz herauszugeben, die über die Situation der Opposition gegen diesen Krieg informiert. Die erste Ausgabe wird für Juli vorbereitet. Selbst ein Abzeichen soll entworfen werden, das u. a. die Flagge der Vietcong zeigt.
Am 4. Juli, dem Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, sollen in möglichst vielen westeuropäischen Großstädten Demonstrationen stattfinden. Sie dienen der Gegenüberstellung der amerikanischen Tradition und der Unterdrückung in Vietnam. sds/BB

Repressalien gegen südafrikanischen Studentenratsvorsitzenden

Die südafrikanische Regierung Verwoerd erließ gegen den Präsidenten der Studentenorganisation NUSAS, Ian Robertson, eine „Bannanordnung". Sie ist fünf Jahre lang wirksam. Ihr zufolge darf Lehrer Robertson keine Bildungsstätte betreten und nicht unterrichten, weder Dokumente sammeln, verfassen, drucken oder verbreiten noch ein Anwesen betreten, in dem Schriftgut gelagert ist. Er darf an keiner Versammlung teilnehmen, keine Fabrik und kein Gebiet betreten, das von Bantus, Mischlingen oder Asiaten bewohnt wird, und er muß der Polizei wöchentlich Rechenschaft ablegen.
Die NUSAS ist der Studentenverband von 38 000 farbigen und weißen Südafrikanern. Als einer der letzten Organisationen bekämpft sie die Apartheidpolitik jenes Landes, in dem nach der Versicherung eines ehemaligen deutschen Ministers „zwei verschiedenfarbige Völker reibungslos miteinander auskommen". Die Bannanordnung, unterschrieben von Justizminister Vorster, basiert auf dem „Suppression of Communism Act". info

„Akademisches Symposion" in Tutzing

Zum Thema „Hochschule und Gesellschaft" veranstaltete die Evangelische Akademie Tutzing Anfang Mai ein Symposion, auf dem auch der bayrische Kultusminister Huber sprach. Er wandte sich dabei gegen „die übersteigerten Forderungen der Universitäten nach neuen Lehrstühlen". Schon jetzt sind 20 Prozent der Lehrstühle an bayrischen Hochschulen vakant. Der Vorsitzende des Strukturbeirats der Universität Regensburg, Professor Autrum, plädierte für eine Lehre, die auf der Forschung beruhe. Beide seien nicht dogmatisch abgeschlossen. Autrum sprach sich gegen die Bewertung des Studiums als „höhere Bildung" aus; vielmehr sei es „spezifische Bildung". akd

Verzicht ist Hochverrat

Weniger als 100 Schüler und Studenten demonstrierten am 14. Mai in Bonn gegen die „Deutschland-Kundgebung" des Bundes der Vertriebenen, bei der Parolen wie „Verzicht ist Hochverrat" hochgehalten wurden.
Beim Vorgehen der Polizei mit Fußtritten und Prügel fielen aus beamtetem Munde die Worte: „Rechtsstaat und Demokratie interessieren mich nicht." Der Ostpolitische Deutsche Studentenverband (ODS) legt Wert auf die Feststellung, daß weder er noch der RCDS sich an der Gegendemonstration beteiligt haben und auch keinen Grund sehen, das Vorgehen der Polizei zu kritisieren. ods/s

VDS-Delegiertenrat wählte Schleifer zum Vorsitzenden

Am 19. und 20. Mai tagte in Bonn der Delegiertenrat des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS), der seit der letzten Mitgliederversammlung des Verbandes aus 32 Vertretern der Landesstudentenschaften besteht.
Nachdem Herr Schulz, Angestellter des AStA in Köln, im vierten Wahlgang seine Bewerbung zurückzog, wurde schließlich im 7. Wahlgang „Oma" Schleifer, Landesvorsitzender von Berlin, mit den erforderlichen 17 Stimmen bei 6 Enthaltungen gewählt (es waren nur 23 Stimmen anwesend). Außerdem beschäftigte sich der Delegiertenrat mit einer ausgefallenen Sozialausschußsitzung über die Psychohygiene, die in Berlin hatte stattfinden sollen, von dem VDS-Vorstand aber ungenügend vorbereitet war.
Die Diskussion über eine Anfrage des Berliner AStA-Chefs brachte keine Klärung. Nevermann hatte wissen wollen, was den VDS-Boß Hirche (CC) dazu veranlaßt habe, die amerikanische Sängergruppe „Sing out 66" zu unterstützen und zu empfehlen, obwohl dieser vom Bundeskanzler eingeladene Chor der Bewegung „Moralische Aufrüstung" angehöre. Sb

Gutachten des Wissenschaftsrats

Der Wissenschaftsrat will am 10. Juni sein Gutachten zur Studienform dem Bundespräsident überreichen. Vor der endgültigen Verabschiedung wird er mit Vertretern des VDS diskutieren. Von den Empfehlungen des Wissenschaftsrats erhofft sich der VDS Unterstützung bei seinen Bemühungen um eine innere Studienreform. info

Anforderungen an die Bildungspolitik

Der Berliner Schulsenator Evers verglich vor dem Volks- und Betriebswirtetag in München die künftige Struktur der beruflichen Qualifikationen mit einem Quadrat, das auf einer Spitze steht: während bislang die Basis sehr breit war, muß in Zukunft die Mitte breit sein. Diesen Ausbildungsforderungen genüge das deutsche Bildungswesen nicht: trotz mancher Verbesserungen sei ein Modernitätsrückstand hinter der sich verändernden Umwelt festzustellen. Besonders beklagte er in diesem Zusammenhang den Fächerkanon, der sein Entstehen historischen Zufälligkeiten verdankt. Senator Evers zitierte Habermas' Begriff von einer „substantiellen Rationalität" und verlangte: „Die Wirklichkeit muß unverkürzt vor die Schüler kommen, damit sie durch ihre Konflikte herausgefordert und befähigt werden, menschlich zu antworten". BB

Noch mehr Studenten aufs Land

Ende April begann auch im Saarland die Aktion „Student aufs Land". In Berlin fand Anfang Mai ein Wochenendseminar statt, das die Kampagne für den Herbst vorbereiten soll. Dabei soll mit den Gewerkschaften zusammengearbeitet werden. Bislang waren keine Informationen darüber zu erhalten, ob in Berlin die Aktion „Student in die Fabrik" beginnt, oder ob Arbeiterkinder aus der DDR angeworben werden sollen. akd/BB

Studenten vertreiben Militärjunta

Nach mehrtägigen Unruhen zwischen Studenten und Soldaten trat am 29. März die dreiköpfige Militärjunta, die bisher Ekuador regiert hatte, zurück und verließ Quito mit unbekanntem Ziel. Damit hatten die Studenten das Ziel ihrer Demonstration in Guayaquil und Quito erreicht. Zuvor war es zu verschiedenen Kämpfen zwischen teilweise bewaffneten Studenten und Soldaten gekommen. sp

Änderung des Gesetzes über das Lehramt an öffentlichen Schulen

Der akute Lehrermangel verlangt von Hessens experimentierfreudigem Kultusminister immer neue Geniestreiche. So stellt das Land Hessen Diplomingenieure, Diplomphysiker, Diplomchemiker, Diplomvolkswirte, Diplomkaufleute, Juristen mit Erster Staatsprüfung und andere Hochschulabsolventen für das **Lehramt an beruflichen Schulen** nach 2jährigem Vorbereitungsdienst ein. Der nächste Einstellungstermin ist der 1. September 1966, der übernächste ist der 1. Februar 1967.
Während des zweijährigen Vorbereitungsdienstes erhalten die Studienreferendare als Widerrufsbeamte des höheren Dienstes ab 1. 10. 1966 einen Unterhaltszuschuß, der sich wie folgt zusammensetzt: Grundbetrag 438,– DM, evtl. Verheiratetenzuschlag 130, – DM, Alterszuschlag (je nach Alter 88,– DM bis 222,– DM) und Kindergeld (je Kind 50,– DM). S.

Aktien statt Wissenschaftsförderung

Bundesforschungsminister Stoltenberg erklärte im Bundestag, die VW-Stiftung könne die jungen Aktien, die sie im Rahmen der Kapitalerhöhung der Volkswagen AG anstelle des Bundes erwerbe, „ohne Beeinträchtigung ihrer Förderungstätigkeit" kaufen. Immerhin gehen 67,5 Mill. DM aus dem Stiftungsfonds der Wissenschaft im laufenden Jahr durch diese Manipulation verloren. akd/J. S.

Entwurf eines bayrischen Hochschulgesetzes

Noch vor Ende dieser Legislaturperiode soll nach den Plänen von Kultusminister Huber ein bayrisches Hochschulgesetz verabschiedet werden. Der Rektor, Vorstand bzw. Präsident einer Hochschule muß für zwei Amtsjahre gewählt werden. Vorgesehen ist das Recht auf Habilitation sowie Gleichstellung der Pädagogischen Hochschulen. Den Universitäten soll es ermöglicht werden, den Abteilungen innerhalb der Fakultät ihre Rechte zu delegieren oder aber generell das Department-System einzuführen. Ein Lehrstuhl kann nur in besonderen Fällen ausgeschrieben werden.
Das Recht der Studentenschaft wird erstmals gesetzlich geregelt: Sie soll ihr Vermögen als Sondervermögen der Hochschule selbst verwalten können. Zudem wird ihr die „Förderung des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtseins der Studierenden" als gesetzliche Aufgabe übertragen. Bei Überschreiten der Mindeststudienzeit um zwei Semester, ebenso bei Überschreiten der Höchststudienzeit bis zu den Zwischenprüfungen, ist dem Entwurf nach eine zwangsweise Exmatrikulation möglich. Trotzdem wird ihm fortschrittlicher Geist nachgesagt. akd

„Vietnam – Analyse eines Exempels" war das Thema eines Studentenkongresses, der am 22. Mai in der Frankfurter Universität stattfand. Als Veranstalter fungierte der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), dessen Bundesvorsitzenden Helmut Schauer unser Bild zusammen mit dem Hauptreferenten des Kongresses, Prof. Dr. Herbert Marcuse, zeigt. Das „Protokoll einer Analyse" zeichnet Burkhard Blüm auf Seite 8 dieser DISKUS-Ausgabe nach. Foto: Inge Werth

Mittlere Reife durch Bayrisches Fernsehen

Ab Januar 1967 können die bayrischen Fernsehzuschauer am Bildschirm zur Mittleren Reife geführt werden. Das „Telekolleg" soll in Form einer Berufsaufbauschule durchgeführt werden. Die Fernseh-Abendschüler werden vom Rundfunk mit Lehrbüchern und Aufgabenbogen (die eingeschickt werden müssen und korrigiert zurückgesandt werden) versorgt. Einmal im Monat finden regionale Arbeitszirkel statt, damit auch ein persönlicher Kontakt mit dem Lehrer erfolgt. akd/J. S.

Verfassungsrechtliche Bedenken gegen studentisches Disziplinarrecht

Bedenken gegen die Verfassungsmäßigkeit von Disziplinargesetzen in Hessen und Niedersachsen hat der Verband Deutscher Studentenschaften vorgetragen. In beiden Ländern bemüht man sich um eine Ablösung alter, zum Teil preußischer Bestimmungen, zum studentischen Disziplinarrecht, die den heutigen staats- und hochschulrechtlichen Vorstellungen nicht mehr entsprechen und deren Weitergeltung umstritten ist.
Der Verband Deutscher Studentenschaften bezweifelt, daß nach heutiger Rechtsauffassung ein studentisches Disziplinarrecht überhaupt sinnvoll, notwendig und zulässig ist. Im Rahmen ihrer Satzungsgewalt habe die Hochschule die Möglichkeit, Regelungen zu treffen, die den ordnungsgemäßen Hochschulbetrieb sichern. Diesen Regelungen aber müßten – soll der angestrebte Zweck erreicht werden – alle Mitglieder der Hochschule in gleicher Weise unterworfen sein. Mit der Notwendigkeit der Sicherung des ordnungsgemäßen Lehr- und Lernbetriebs könne also ein besonderes studentisches Disziplinarrecht nicht begründet werden. info

Katholone Zeit

An der anachronistischen Universität Löwen streiken flämische Studenten und schlagen dem Rektorat die Fensterscheiben ein, um gegen die bischöfliche Leitung sowie den französischsprachigen Universitätsteil ihre überwiegend partikularistischen Forderungen durchzusetzen. Die als „weltoffen" gepriesene, aber dezidiert katholische Universität, will das geistliche Regiment und die (im letzten Jahrhundert noch allein übliche) französische Sprache und Hälfte der Universität stützen.
In der „Zeit" (Nr. 21/66) empört sich nun dezidiert kein Geringerer als Chefredakteur Josef Müller-Marein über die „politisch gesteuerten Angreifer" – „Die Rädelsführer unter den Studenten wurden relegiert" („Zeit", Nr. 22/66). Wie ist denn das gesteuert? Es folgt noch die kühne Behauptung: „Jedes Argument der radikalen und übrigens sehr empfindlichen Flamen-Kämpfer läßt sich ad absurdum führen." Schließlich geht es doch um die Verteidigung von „Ideale(n) . . ., die allen gemeinsam sind oder sein sollten" – Ideal einer katholischen Universität??? –
Unbefangener als der katholische ZEIT-Chef berichtet die „liberale" FAZ vom 18. Mai 1966 über die Studenten-Meutereien. Sie druckt ein Korrespondentenkabel ab, das schließt mit der flämisch-nationalistischen (und deswegen vielleicht nur taktischen) Forderung: „Schluß mit katholischen Universität, wir wollen eine demokratische Staatsuniversität haben." Eine demokratische Universität: das wäre auch der „Zeit" gemäßer. w.

Nachtlokal als Lesesaal

Wegen Platzmangel wird in Stockholm ein Nachtlokal tagsüber als Lesesaal verwandt. Man mußte auf diese Lösung zurückgreifen, um der wachsenden Studentenzahl Leseplätze zur Verfügung zu stellen. Die „Königliche Bibliothek" soll ausschließlich der Ausleihe dienen – tagsüber. sp

Die Uni in der Tasche

Völlig neu bearbeitet
und stark erweitert
ist soeben der

Hochschulführer

in 2. Auflage erschienen.
Erhältlich im AStA oder beim Pförtner im Hauptgebäude

Für DM 2.– ein Semester sparen!

Vom Mißverständnis der modernen Gesellschaft

Der Hessische Rundfunk strahlt neuerdings ein Funk-Kolleg der Frankfurter Universität aus

Am 5. Mai 1966 begann der Hessische Rundfunk, geschäftig sekundiert von einem mit Hegel-Zitat verzierten Wunsch des hessischen Kultusministers Schütte, seine neueste Sendereihe. Sie nimmt für sich in Anspruch „ein Experiment zur Überwindung der sogenannten Bildungsbarriere" zu sein: das Funk-Kolleg.
Angesichts der „akuten Bildungsnotlage in Hessen" (Scheuerl) preist Schütte dieses „Unternehmen von größter Bedeutung": „Neue Möglichkeiten des Hochschulstudiums können so erschlossen werden". Die Tatsache vor Augen, daß die Wege zum Verständnis der Gesellschaft nicht gerade asphaltiert sind, sollten wenigstens „die Wege zum Verständnis der **modernen** Gesellschaft breit genug angelegt werden". „Vielleicht aber ist es das Bedeutsamste des Funk-Kollegs", schließt Schütte, die Augen verträumt seinem Volk zugewendet, „daß Bereiche der Hohen Bildung für alle erschlossen werden".
Planung und Federführung dieser Sphären-Bildung liegen bei der Frankfurter Universität. Rektor Professor Rüegg und Schulfunkchef Kadelbach, im Nebenamt Lehrbeauftragter an der Hochschule für Erziehung, begannen ihr Funk-Kolleg mit einer vorbereitenden Ringvorlesung „Zum Verständnis der modernen Gesellschaft" als „Vor-Orientierung und Einstimmung". Professor Dr. Hans Scheuerl, Ordinarius für Pädagogik, zog zur Einführung didaktische, thematische und Teilnehmergrenzen.
Mit aller Deutlichkeit beansprucht das Funk-Kolleg nicht eine Reihe unter den vielen zu sein, die bisher der Rundfunk über wissenschaftliche Probleme und Ergebnisse ausstrahlte. Unübersetzt, d. h. „didaktisch nicht für die breitere Öffentlichkeit zubereitet", sondern ein „exemplarisches Stück Lehrprogramm der Hochschule" – der Nimbus einer elitären Bildungsideologie, die es durch kritische Aufklärung über „Gesellschaft" aufzuheben gälte, verleugnet auch hier nicht seine Urheber.
Denn, und so wird pädagogisch ein soziologisch zwingend zusammenhängender Tatbestand gespalten, „wir denken dabei an einen Hörerkreis, der sich lediglich durch seinen geographischen Aufenthaltsort und durch seine berufliche Stellung, nicht aber in seinen geistigen Bedürfnissen, Ansprüchen, Voraussetzungen oder Interessen wesentlich" von den Hörern in der Universität unterscheidet.

Ein Exklusiv-Funk-Kolleg also, das auf dem Hintergrund des Fehlens einer allgemeinen Basis für Bildung und Ausbildung dem, der das Zeug dazu hat, unter die Arme greift? „Wir denken konkret an Hörer, die bereits im Beruf stehen und an Hörer, die bereits studieren, an Akademiker."

Je nach Marktlage spezifiziert Professor Scheuerl die drei angesprochenen Gruppen, „denn ihre wissenschaftlichen Vorkenntnisse wie ihre wissenschaftliche Ansprüche und Bedürfnisse sind ja nicht einheitlich". Die erste Gruppe von Hörern, an die wohl hauptsächlich gedacht ist, meint diejenigen, die „sich im Berufsleben schon ausgewiesen haben, ... bei denen nun das Bedürfnis erwacht ist, einen engeren Kontakt zur Wissenschaft zu suchen." Den Kandidaten des „Zweiten Bildungsweges" (der erste sollte es sein) wird ein „unkonventioneller Zugang zu einem vollen Hochschulstudium" offeriert; es könnte ja sein, daß ihnen aus „irgendwelchen räumlichen, zeitlichen, finanziellen oder situativen Gründen" dies nicht möglich sei. Der Notariatsgehilfe etwa, der „erst in seinem Beruf die Schranke, die von ihm schmerzlich wahrgenommene Barriere, bemerkt hat, die ihn nun auf einmal vom Akademiker trennt"; der „dennoch das Zeug und den Mut in sich fühlt, sich an ernsthaften wissenschaftlichen Studienaufgaben doch wenigstens einmal zu erproben", ist hier der rechte Mann. Das Funk-Kolleg könnte „ein ermutigender Anreiz sein ... für den kleinen, aber lohnenden Kreis derer, die es wagen wollen, den unkonventionellen Weg über die sogenannte ‚Begabtenprüfung' zu gehen, ihre sogenannte ‚Bildungsbarriere' zu überwinden".
„Es könnte ein – wenn auch bescheidener – Beitrag zur vielberufenen ‚Bildungswerbung' sein, nachdem unsere Sozialforscher eine Reihe von geheimen, aber äußerst wirksamen ‚Milieusperren' oder sozialen ‚Bildungsbarrieren' ausfindig gemacht haben. Entgegen allen Verfassungs-, Gesetzes- und Verwaltungsgrundsätzen lassen diese Barrieren die rechtlich und vielerorts auch faktisch längst gegebene Chancengleichheit doch psychologisch nicht wirksam werden." Solch positivistische Erkenntnis meint „Mut, kräftige Ermunterung, Erprobung" und schließlich „Bewährung". Der überdurchschnittliche Einzelkämpfer wird jedoch vor Illusionen gewarnt, denn „in der manchmal von Zweifeln und Verlassenheit geplagten Situation eines häuslichen Fernstudiums ist das Maß an Selbstdisziplin und Durchhaltewillen ungleich stärker beansprucht."
Dem zweiten Hörerkreis, an den sich das Funk-Kolleg wendet, dem Studenten, wird „zur Kritik und Distanzgewinnung die Sichtweite, Methodik und Darstellung eines ganz bestimmten Gelehrten, der im Funk-Kolleg zu hören ist", angeboten. Denn – meint der Pädagoge Scheuerl – örtliche Schulmeinungen verfestigen sich bei den Studenten und Jüngern eines Meisters rasch. Da ist es schon immer gut gewesen, neben dem intensiven Studium bei einem Lehrer oder im Bannkreis eines Instituts, dann und wann auch wieder einmal Hochschullehrer anderer Herkunft und Richtung zu hören".

Die dritte Hörergruppe, der besonders Kultusminister Schütte erleichtert die Hand reichen wird, die Lehrer weiterführender Schulen („Akademiker, die schon in Amt und Würde sind"), können durch das Funk-Kolleg noch eine Zusatzfakultas erwerben. – „Und hier lag für uns auch der eigentliche und vordringliche Anlaß für die thematische Wahl unseres Funk-Kollegs" – für das Fach Sozialkunde. „Hier herrscht akute Not".
Dem Mitinitiator Professor Rüegg erscheint die Initiative des Einzelnen geradezu ideal. Das Konkurrenzprinzip, nicht ein sachgebundenes Lernprinzip, würde schließlich zu einer Änderung der sozialen Schichtung beitragen. Von den 1000 Interessenten, die sich bisher gemeldet haben, kämen etwa 80 Prozent allein aus der Gruppe der Berufstätigen. (Anfangs rechnete man mit 30 bis 40 aktiven Seminarteilnehmern). Der Befürchtung, daß das Funk-Kolleg die Ordinarien und wissenschaftlichen Hilfskräfte zum Schaden der ordentlichen Studierenden noch mehr überlasten werde, tritt Rüegg entgegen; die Universität habe auch eine „terra incognita auf dem Gebiet der Bildung zu erobern". Mit diesem großen Sprung nach vorn glaubt er die Malaise im eigenen Hause (überfüllte Universitäten, lange Studienzeiten, verschleppte Hochschulreform) gleich mit überwinden zu können; denn „die Geschichte wie auch die soziologische Wissenschaft zeigt, daß eine Institution neue Kräfte aus der ernsthaften Beschäftigung mit dem Außen, aus Expeditionen schöpft".

Die Orientierung am Fernstudium anderer Länder wie Schweden, Sowjetunion, England und USA übersieht deren andersgeartete Bildungsbasis. Eine polytechnische Bildung z. B. vermag die Bereitschaft, auch noch während und nach der Berufsausbildung wissenschaftlich sich weiterzubilden, stärker zu wecken, als dies in unserem Schulsystem möglich ist, in dem bei jedem Abschluß stets die Illusion mitgeliefert wird, der Absolvent habe nun alle Weisheit mit Löffeln gegessen.

So ruht dieses Funk-Kolleg weich gebettet inmitten der „modernen Gesellschaft", die zu verstehen es ausgezogen war. Indem das Funk-**Kolleg die Bildungsmisere** nicht als gesellschaftliches Phänomen begreift, sondern vielmehr glaubt, sie individuell beheben zu können, wird ihr dieses Miß-Verständnis zum Verhängnis. Dies vermögen auch elegante Formeln wie „die eigentlich entscheidende Aktivität liegt doch allemal in den oft unsichtbar bleibenden Selbststudien des Einzelnen" à la longue kaum zu verschleiern.

Hanns-Helge Schneider

Protokoll einer Analyse

Vietnam-Kongress des Sozialistischen Deutschen Studentenverbandes

Der stellvertretende SDS-Vorsitzende Dabrowski umriß die Aufgabe des Kongresses zum Thema „Vietnam – Analyes eines Exempels" vor mehr als 2000 Studenten: Erweiterung der Argumentationsfähigkeit und damit der Stärke der Opposition, einer Opposition nicht nur gegen jede Beschränkung eines „nach Maßgabe rationaler Überlegungen geregelten Zusammenlebens, das frei ist von Zwang und das die Bedürfnisse der Menschen optimal befriedigt". Die Widerstände versuchte Marcuse, in seinem Hauptreferat zu konkretisieren. Er charakterisierte die kapitalistische Gesellschaft als System, zu dessen Ausstattung und Reproduktion immer notwendiger psychologische Faktoren gehören, und das einen Feind benötigt, „der die Ausbeutung sämtlicher materiellen und intellektuellen Rohstoffe rechtfertigen kann". Die Antwort auf diese psychische Repression ist oft bei den im System Integrierten eine diffuse Brutalität und Agressivität, die sich täglich in Schlagzeilen ausdrückt wie ‚300 Reds Killed' oder in dem Ausspruch Präsident Johnsons „A war is not really a war without Bob Hope's jokes". Hopes Kommentar zu den „Cordons sanitaires" in Vietnam: „The best slum-clearing they ever had".

Zur Fragwürdigkeit der amerikanischen Intervention in Vietnam als vertragliche Verpflichtungen zitierte Marcuse Eisenhower und Morse, die beide das militärische Eingreifen als vertragswidrig bezeichneten. Nicht China sondern Amerika unterhält überall in der Welt Militärstützpunkte und interveniert immer wieder mit Waffengewalt: „Ist nicht containement des Kommunismus bewaffneter Export des Kapitalismus?" Diese Politik verhindert überall in der Dritten Welt die radikalen, notwendigen Reformen, welche dem sozialen Elend ein Ende machen könnten.

Kommunismus,
soziales Elend und Industrialisieruug

Durch frühzeitige Kolonisierung konnte sich in den meisten dieser Länder eine unabhängige, nationale Bourgeoisie nie entwickeln, und heute versucht einzig der Kommunismus, diese Länder zu industrialisieren. Die mit ausländischen Kapitalinteressen verflochtenen bürgerlichen Schichten dagegen leben parasitär. Sie, unterstützt durch Militärdiktaturen und an der Macht gehalten durch amerikanische Wirtschafts- und Militärhilfe, bilden die einzige Alternative zu den sozialistischen Bestrebungen.

Der Sieg der Befreiungsfront könnte zum Signal werden für einen weltweiten Aufstand der unterdrückten Völker gegen die „Metropolen". Können nicht Menschen mit dem Willen zum Widerstand die größte Zerstörungsapparatur aller Zeiten überwinden? Damit ändert sich auch die Situation Chinas: „Vietnam meint China als eine neue gesellschaftliche Stufe, Vietnam meint alle nationalen Befreiungsbewegungen im Weltraum der überentwickelten Industriegesellschaften in Frage stellen und bedrohen. Vietnam ist zum Symbol geworden für die Zukunft der ökonomischen und seelischen Repression, zum Symbol geworden für die Herrschaft des Menschen über den Menschen".

Unter dem Beifall für Marcuse mischte sich kaum Zischen. Die Verfechter von offiziellen westlichen Haltungen lernten aus den amerikanischen „Teach-Ins", daß sie durch ihre Teilnahme die Plattform für oppositionelle Meinungen nur verbreitern. Also mußte der SDS den Kongreß als Veranstaltung der Opposition konzipieren, und die Haltung der Teilnehmer entsprach weitgehend der der Referenten. Der in den vier Arbeitskreisen aufkommende Widerspruch entstand aus den Differenzen innerhalb der politischen Linken.

Monokultur und Refeudalisierung
unter dem Diktator Diem

Kurt Steinhaus, der zum Kongreß ein Buch über Vietnam und allgemeine koloniale Probleme veröffentlichte, stellte im Arbeitskreis „Innere Ursachen der vietnamesischen Revolution" die rasche industrielle Entwicklung Nordvietnams dem unveränderten Elend Südvietnams gegenüber. Die notwendige Landreform, im Norden durchgeführt und verbunden mit einer gesellschaftlichen Aneignung des Mehrwerts, stellte nicht nur die Unabhängigkeit des Landesteiles von Nahrungsmitteleinfuhren sicher, sondern ermöglichte auch beträchtliche Investitionen. Im Süden dagegen unterliefen die ehemaligen Großgrundbesitzer die ohnehin nur sehr begrenzt geplante Reform. Der mit der Etablierung der Regierung Diem verbundene Refeudalisierungsprozeß wurde von ihr effektiv nur soweit zurückgeschraubt, bis die Landverteilung wieder in jener der Kolonialzeit entsprach. Der Terror gegen die Bauern, denen in der Zeit der Vietminh das Land gehörte, mußte immer weiter verstärkt werden. Die Abhängigkeit Südvietnams vom Ausland wurde durch die agrarische Monokultur und die amerikanische Wirtschaftshilfe verstärkt, weil nur Konsumgüter importiert wurden, die mit den heimischen Erzeugnissen konkurrierten und somit einige südvietnamesische Wirtschaftszweige ruinierten.

„Das trostlose Bild, das die südvietnamesische Wirtschaft bietet, pflegen die Saigoner Regierung und ihre ausländischen Freunde mit der Tätigkeit der Befreiungsfront zu erklären. Zweifellos hat der Bürgerkrieg z. B. für die Produktion und Ausfuhr von Reis sehr negative Folgen gehabt. Aber bis 1959 wurde der Regierung kaum bewaffneter Widerstand geleistet, und bis 1960 hatte der Krieg noch nicht zu schwerwiegenden Störungen des Wirtschaftskreislaufs geführt. Auch zerstört die Befreiungsfront in der Regel Produktivkräfte nicht. Und auf keinen Fall ist diese Organisation dafür verantwortlich, daß in Saigon viele Nachtbars und Bordelle, aber wenig Fabriken gebaut werden, daß die Bodenreform auf dem Papier blieb und daß die Investitionsraten zu gering sind".
Der Krieg in Vietnam könne nicht als Krieg um seiner selbst angesehen werden; vielmehr diene er dem Nachweis, daß der Widerstand gegen vom Imperialismus abhängige Regierungen keinen Erfolg verspreche. Gegen diese globale These von Bo Gustafsson ermöglicht Marcuses Behauptung, der Krieg in Vietnam resultiere aus der amerikanischen Unterstützung der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich und die Maschinerie sei unter ihrer eigenen Schwerkraft gewachsen, nur eine Erklärung der Vorgänge in Vietnam, die zudem unplausibel erscheint, wenn man die Bedeutung einiger von Marcuse selbst gegebenen Zahlen bedenkt: Die Investitionen der Standard Oil im Ausland, nur halb so groß wie im Inland, ermöglichten doch einen viermal größeren als den Inlandsgewinn.

Bricht die Bundesregierung die Verfassung?

Als unanalysierter Rest verblieb Jürgen Habermas' Frage, ob nicht der Handel mit entwickelten Entwicklungsländern ebenso gut, wenn nicht besser, das kapitalistische System stabilisiere, so daß fortwährende Abhängigkeit der unterentwickelten Länder keine Conditio des Systems wäre.

Zum Thema „Vietnam und die Bundesrepublik" belegte Arno Klönne die vorbehaltlose Unterstützung der amerikanischen Interventionen durch Bundesregierung. Rethorisch fragte Klönne, ob die Regierung nicht die Verfassung breche, denn die Artikel 25 und 26 machen das Völkerrecht zum Bestandteil des Grundgesetzes und Verbieten die Vorbereitung und Unterstützung von Angriffskriegen. Die Haltung der Regierung entspreche genauem politischen Kalkül: die sich weiter verstärkende Isolierung der BRD im Westen, hervorgehend aus dem Großmachtstreben und ihrem Anspruch auf Atomwaffen, laufe parallel zu der Isolierung Amerikas infolge des Vietnamkrieges. Durch die uneingeschränkte politische, propagandistische und die verstärkte materielle Hilfe, zu der sich kein anderes westliches Land in dem Maße bereit finde, erhoffe sich die Bundesregierung die Unterstützung Amerikas bei der Erfüllung ihrer Träume. Dann „ist nicht nur die Genfer Abrüstungskonferenz, dann sind nicht nur Bemühungen um einen Atomwaffensperrvertrag zur Ergebnislosigkeit verurteilt, sondern dann sind die Möglichkeiten einer Entspannung in Europa auf absehbare Zeit vereitelt". Der Vietnamkonflikt helfe Bonn, die Trümmer der bisherigen ‚harten' Ostpolitik weiter zu negieren.

In der Analyse der Opposition gegen den Vietnamkrieg hob Marcuse vor allem den Unterschied zwischen der integrierten Arbeiterbewegung in den USA, die lediglich Lohnforderungen stellt, und den noch politischen Gewerkschaften in Westeuropa hervor. Dieser Unterschied lasse die amerikanische Entwicklung als Modell für die künftige europäische als unwahrscheinlich erscheinen. Als Basis für die Solidarität im Kampf gegen den Vietnamkrieg bezeichnete Marcuse die Weigerung, mitzuspielen (eine Solidarität in der Negation, eine des Sentiments, instinktiv und intellektuell, und heute die vielleicht stärkste politisch radikale Kraft, eine Einheit aus Politik und Eros). Als Beispiel für diese Einheit diente ihm der Versuch einiger tausend Jugendlicher, die nach Oakland marschierten, um die dort abfahrenden Truppenzüge aufzuhalten. An der Stadtgrenze von einem starken Polizeiaufgebot erwartet, setzten sie sich auf die Straße, packten ihre Guitarren aus, sangen Folksongs und tauschten Zärtlichkeiten aus: die Aggressivität verpuffte. Deswegen bezweifelte ein Diskussionsteilnehmer, daß die Einheit von Politik und Eros jene Explosivkraft beinhaltet, welche Marcuse ihr zuschreibt. Aggressivität, die immer wieder nur Liebesspiele produziert, wird zum Kitt des Systems.

Permanente Konterrevolution

Gäbe es in Frankfurt keine Polizei, wäre die Abschlußkundgebung vermutlich ohne Zwischenfälle verlaufen. Ein motorradfahrender „Freund und Helfer", der sich verpflichtet fühlte, die Straßenbahngleise freizuhalten, fuhr offenbar absichtlich in eine demonstrierende Gruppe. Eine vergleichsweise subtile Form der Gegendemonstration dachte sich eine Gruppe aus, die ein Sternenbanner zum Fenster hinauswehen ließ.

„Die Tatsache, daß sich Fulbright und Kennedy nun an die Öffentlichkeit gewandt haben, ist kein Zeichen wachsender Opposition gegen den Vietnamkrieg in den USA. Vielmehr ist es darauf zurückzuführen, daß sie ihren schon länger als ein Jahr dauernden Kampf innerhalb der Regierung für den Frieden verloren haben," sagte auf der internationalen Abschlußkundgebung, Claude Bourdet. Der britische Labour-Abgeordnete Konni Zilliacus erwartet auf den Partei- und Gewerkschaftskongressen im September eine Mehrheit, die sich eindeutig gegen den Krieg in Vietnam und gegen jegliche britische Unterstützung wenden wird. Notfalls werde im Unterhaus gegen die Regierung Wilson gestimmt, kündigte er an. In Anlehnung an Clemenceau formulierte er, der Frieden sei eine viel zu ernste Sache, als daß das Volk ihn allein den Politikern anvertrauen könne. Für die amerikanischen Interventionen in der Dritten Welt prägte er die Bezeichnung „umgekehrter Trotzkismus". Er sprach von der permanenten Konterrevolution. **Burkhard Blüm**

Das FERN-REPETITORIUM (FOTH) für Juristen ist seit mehr als 35 Jahren das anerkannte Mittel der erfolgreichen Examensvorbereitung. Probeheft B kostenfrei.

Müller-Albrechts-Verlag,
4 Düsseldorf-Wittlaer.

kleine chronik

Zwangs-Immatrikulation

Da in den letzten Jahren die Beteiligung der Studenten bei der feierlichen Immatrikulation recht schwach war, sann der Senat auf neue Wege. Die feierliche Immatrikulation wurde fakultätsweise vorgenommen. Damit alle Studenten kamen, erhielten sie einzeln zusammen mit den Immatrikulationsunterlagen Einladungen zu diesen Feiern. Diese Einladungen mußten unterschrieben und nach der Feier abgegeben werden. Somit war eine wirksame Kontrolle über die Anwesenheit ausgeübt. Der Erfolg war verblüffend: fast alle Neuimmatrikulierten erschienen. Jetzt muß der Senat nur noch ein System ausdenken, wie er den Lehrkörper dazu bringen kann, daß er vollständig bei der Feier erscheint. Bl.

Aus Tante Giselas Erfahrungsschatzkästlein

Als verdienstvollste Institution der Frankfurter Universität in Sache der Studenten muß unbestritten das AStA-Reisereferat angesehen werden. Denn unschätzbar sind seine Verdienste um die zwischenmenschlichen Beziehungen. Je nach Wunsch hilft das Reisereferat bei der Wahl des Partners fürs Leben.
Benötigen Sie nur vorübergehend einen Lebensgefährten, so empfiehlt sich eine Fahrt in die Seine-Metropole. Sind dagegen ihre Absichten ernsthafter Natur, werden Ihre Wünsche sicherlich bei einer Studienfahrt Erfüllung finden. Denn Kirchen und Museen sind denkbar geeignet für die notwendigen und ernsthaften Gespräche. Den Unentschlossenen schließlich offeriert das Reisereferat Fahrten in das herrliche Skigebiet Pozza di Fassa und an Sardiniens Strand. Hier bietet sich sowohl den Früh- als auch den Spätaufstehern ein breites Feld der Auswahlmöglichkeiten.
Wollen Sie jedoch wissen, wie sich Ihre Chansen erhöhen, so müssen Sie als Reiseleiter gehn — denn wer kann einem Reiseleiter schon widerstehn. — Haben sich jedoch all' Ihre Bemühungen um die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen als nichtig erwiesen, läßt das Reisereferat Sie nicht im Stich. Alljährlich können Sie sich auf der BERTA eine günstige Möglichkeit aussuchen, den geeigneten Partner zu finden. — Bei einer Umfrage über das diesjährige Faschingsfest im Januar hat sich gezeigt, daß durch das Zusammentreffen aller Treuen des Reisereferates sich der Zufallsquotient verringerte und jedem eine reelle Chance geboten wurde. Diese wurde dann auch vorbildlich von dem ältesten Mitarbeiter des Reisereferates ergriffen — denn zum Reisen mangelt es ihm nun leider mehr und mehr an Zeit. Selbst der Referent dieser wichtigen Institution begab sich noch anderthalb Stunden vor Ende des Balles auf Suche. G. F.

Subventionen für das Filmstudio

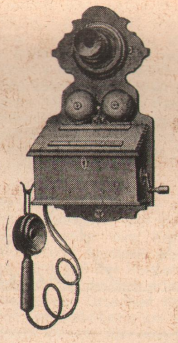
Nach jahrelangem Kampf um das Kino „Camera" in der Gräfstraße, den das Filmstudio schließlich gegen einen Ordinarius der naturwissenschaftlichen Fakultät und das Kuratorium verloren hat (heute ist in der Camera ein physikalisches Anfängerpraktikum unzureichend untergebracht), folgte eine fast ebenso lange Zeit von Versprechungen seitens des Kuratoriums wegen eines Umbau der Vorführanlagen und der Leinwand im Studentenhaus. Inzwischen ist eine Lösung gefunden worden, die modernen Vorführmaschinen aus der Camera zu verwenden, die bisher dort ungenutzt herumstehen. Eine Vergrößerung des Vorführraumes im 2. Stock des Studentenhauses würde es ermöglichen, die großen Maschinen aus der Camera richtig unterzubringen. Dazu soll jetzt im Raum 203, dem Parlamentssitzungssaal eine Wand eingezogen werden. Dieser Raum erscheint besonders geeignet, da sich die gewählten Studentenvertreter künftig nur noch ihren Hauptaufgaben „Bowling" und „geselligem Beisammensein in kleinem Rahmen" widmen wollen.
Die Finanzierung einer neuen breiteren Leinwand werden das Kuratorium und der Rektor, sowie das Filmstudio selbst übernehmen. Die derzeitige Lage im Studentenhaus ist miserabel: Es können noch nicht einmal Cinemascope-Filme vorgeführt werden, die den weitaus größten Anteil im Verleihprogramm stellen. Sb

Aus einem Animier-Flugblatt der Fachschaft Hochschule für Erziehung

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!
Mit Beginn des Sommer-Semesters 1966 kann Ihnen die Fachschaft Hochschule für Erziehung etwas völlig Neues im Rahmen ihrer Arbeit bieten!
Die Räume 2 und 4 des Untergeschosses der HfE stehen ab 11. Mai 1966 Mittwoch von 13 bis 15 Uhr und Freitag von 12 bis 14 Uhr als „Offene Räume" zu Ihrer Verfügung! Die dort vorhandenen Geräte (Waschmaschinen, Maschinen- und Handbügelgeräte, Nähmaschinen, Herde, Küchenmaschinen und Gefriergeräte) können Sie selbständig oder unter Anleitung für Ihren Bedarf benutzen.
Da wir immer wieder festgestellt haben, daß Studenten und Studentinnen, Schwierigkeiten bezüglich der Ernährung während des Studiums haben, werden im SS 2–3 Vorträge eines Arztes der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, Frankfurt a. M. und Demonstrationen einer Ernährungsberaterin der DGE stattfinden. Hierfür erfolgt ein besonderer Anschlag!
Als Ergänzung und Vertiefung dazu findet ab 13. Mai 1966 alle 14 Tage am Freitag, 14–17 Uhr, für Studenten und Studentinnen ein Kursus statt: **„Zubereitung der Ernährung, schnell, nahrhaft und preiswert".**
Wir haben aber auch an Ihre Interessen und evtl. Sorgen betr. des Wohnens gedacht! Am Mittwoch, dem 18. Mai 1966 beginnt von 18 bis 20 Uhr unter Leitung einer Innenarchitektin, der Leiterin der Frankfurter Wohnberatung, Kaiserplatz 16, eine Arbeitsgemeinschaft: **„Junge Menschen richten sich ihre Räume ein".**
Zu allen Veranstaltungen können Kinder mitgebracht werden (für Betreuung ist gesorgt), denn wir glauben, mit diesen Veranstaltungen besonders auch unsere Studentenehepaare anzusprechen!
Wir wollen versuchen, Ihnen mit Auskünften und Beratung durch Fachkräfte bei Schwierigkeiten im Alltag zu helfen.

Sommerfest der Universität

Das Sommerfest der Universität soll in diesem Jahr in den heiligen Hallen selbst gefeiert werden. Entgegen der bisherigen Parole „Akademiker ins Volk" heißt es nun „Volk in die Universität". Magnifizenz Professor Rüegg hatte diesen netten Brauch aus Zürich mitgebracht.
Man hat etwa an folgendes gedacht:
Mittwoch, 8. Juni:
Straßenfest auf dem Universitätsinnenhof ab 19.00 Uhr. Die Mediziner treffen sich bereits um 18.30 Uhr, marschieren zum traditionellen Straßenbahnzug, um mit diesem dekoriert und beglückt durch Apfelwein durch die Stadt zur Alma Mater zu ziehen.
Freitag, 10. Juni:
Das Filmstudio zeigt ohne Entgelt Kurzfilme, eine Micky Mouse und alte Semesterschauen. Der Höhepunkt ab 20.00 Uhr: Festlicher Ball der Studentenschaft im neuen Hörsaalgebäude. Zur gleichen Zeit: Exklusiv-Ball der Freunde und Förderer der Universität in der Aula. S.



personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien

Volker Arneth, AStA-Vorsitzender und Führerschein-Neuling, versetzte eine Gruppe von Aachener Studentenvertretern in Angst und Schrecken, als er sie im AStA-eigenen Bus vom Tagungsort der 18. o. MV in die Heidelberger Innnenstadt mitnahm und bei der Fahrt sowohl den Wagen als auch die Nerven der Insassen durch ungewöhnliche Fahrkunst über Gebühr beanspruchte.
Ob seines zweifelhaften Fahrertalentes wunderten sich einige AStA- und Parlamentskollegen, daß er den Dienstwagen von einer Reise nach Ungarn wieder heil zurückbrachte, wo er gemeinsam mit Auslandsreferent **Gerhard Voell** einige alkoholreiche und strapaziöse Feiern mit Budapester Studenten durchzustehen hatte.

Hartmut Rotter, Sachbearbeiter für Rechtsfragen in der Bonner Geschäftsstelle des VDS und früherer Frankfurter AStA-Vorsitzender, gab während der 18. o. MV in Heidelberg eine Autogrammstunde für sein während der Tagung erschienenes Buch „Ethische Totalbindung des Studenten?" („Disziplinarspargel"), zu der sogar die Plenumssitzung unterbrochen wurde. Frankfurts Ex-AStA-Boß **Schellenberg** erhielt von ihm ein Exemplar der „Überlegungen zur Verfassungsmäßigkeit studentischen Disziplinarrechts" mit der Widmung: „Meinem Nachfolger".

Lutz Bergau, Vertreter der Studentenschaft im Senat, plagt sich mit Minderwertigkeitskomplexen, weil er keine humanistische Bildung genossen hat. Er versucht dieses Manko dadurch zu übertünchen, daß er Sätze nicht schreibt, sondern konstruiert. So gelingt es ihm bereits kleinere Briefe in einen Satz zu fügen. Das hört sich dann so an: „Wir freuen uns außerordentlich, daß Sie sich unserem Anliegen, einen Filmabend mit Vortrag Ihrerseits und einem kleinen Imbiß zu veranstalten, so aufgeschlossen gegenüber gezeigt haben und möchten auf diesem Wege Ihnen unseren herzlichen Dank ausdrücken."
Ein anderes Beispiel: „Die Grundvorstellung, auf der die gesamte studentische Selbst- und Mitverwaltung beruht, und über genau jene werde ich hier zu sprechen haben, geht von der Einsicht in die Notwendigkeit aus, daß wir als Glieder der Universität eine Mitverantwortung an ihr zu übernehmen haben — oder anders ausgedrückt, die Probleme der Universität sind auch immer die Probleme der Gesamtstudenschaft und müssen von ihr überdacht werden."

Karl H. Döbel („Don Carlos"), wackerer Ex-Parlamentspräsident und feierlicher Immatrikulationsredner der WiSo-Fachschaft, hielt die modernste Immatrikulationsrede. Basierend auf der allseits bekannten und bestens bewährten Rede von Herrn Fass (modifiziert und dargeboten von den Herren Rotter, Wolf, Homt, Linhardt, Mürmann, Schellenberg und Arneth), brachte er schon die Variation vom Typ Bergau zu diesem Thema. Lutz Bergau hatte einige neue Sätze 2 Tage vorher zur Welt gebracht und tags zuvor dem erlauchten Publikum dargeboten.

Heinz-Rudolf Weber, Fachschaftssprecher der Philosophen, der sich bei der Nachwahl einer vornehmen Zurückhaltung befleißigte, bei der Konferenz der Fachschaftssprecher über die Aktivitäten der Fachschaft Phil.: Ja, also da haben wir zunächst einmal die Studienberatung, (durchgeführt durch Herrn Thelen, unabhängig von der Fachschaft) und dann müssen wir demnächst noch eine Fachschaftssitzung machen.

Claus Michael Ringel, frischgebackener Parlamentspräsident, konnte zum vorgesehenen Termin der 2. ordentlichen Parlamentssitzung nicht rechtzeitig einladen, da er eine AStA-Reise nach Paris leitete, deren Vorbereitung seine Kräfte voll beanspruchte.

Volker Arneth, AStA-Boß, hielt sich an die Tradition seiner Vorgänger, die Dienstwagen nicht alt werden zu lassen. In Marburg geriet er an einer Kreuzung mit dem VW F-CR 380 (4762 km) in einen Meinungsstreit über die Vorfahrt, an dem sich ein gegnerischer VW erfolgreich beteiligte. Auf die Weise beschäftigte er drei Streifenwagen der Polizei, die das Ende einer Dienstfahrt mit rund 3 000 Mark Sachschaden feststellten. Personen wurden nicht verletzt, wenn man von einer sehr leichten Beule beim Vorsitzenden der Studentenschaft des Landes Hessen, Hans-Joachim Pfaffendorf, absieht.
Damit hat der erste Wagen des AStA, der mit Radio ausgestattet ist, auch bei weitem die kürzeste Kilometerleistung. Dem Vorgänger F-LM 80 fehlten bei dem gleichen Kilometerstand erst 4 Kotflügel und eine Stoßstange. Ob es Arneth allerdings völlig geglückt ist, einen neuen Wagen für den AStA zu beschaffen, muß noch die Untersuchung des Wrackes durch einen Sachverständigen klären. Wie übrigens aus gut unterrichteter Quelle verlautet, trägt sich eine große Schrottfirma mit dem Gedanken, eine Sonderabteilung für Studentenschaften einzurichten.

happenings

Schade
Die „neue bühne" hat sicher noch nie so viel Reisen wie diesmal vor einer Premiere gemacht. Aber Gerüchte, wonach die nächste Premiere in einem Reisebericht bestehe, sollen nicht zutreffen; vielmehr bereite die „neue bühne" eine Theateraufführung vor; schade, damit geht sie dann vermutlich wieder auf Reisen, und das ist ja auch gut so, denn hier hat die Bühne viel Schwierigkeiten, auf Reisen viel Erfolg hingegen.

Bücherschaden
Im Studentenhaus stand einmal links vom Eingang eine Vitrine mit Büchern. Eines Tages standen in der Vitrine keine Bücher mehr. Das ließ den AStA staunen, der den Verkauf der antiquarischen Schätze übernommen hatte. Das ließ die Polizisten staunen, die außerdem staunten, daß man sie nicht sofort gerufen hatte. Interessenten konnten staunen über die Liste der — laut AStA-Sekretärin — ganz verschwundenen Bücher. Zum Trost steht seit geraumer Zeit ein Bücherautomat gleich neben dem Vitrinenplatz; aus dem Automat kann der Interessierte unter anderem Kriminalromane ziehen (DISKUS-Redakteure tun das zum Beispiel für Redaktionssitzungen). Vielleicht könnte man auch die antiquarischen Bücher zu einem Sensationspreis, einem einheitlichen, aus einem Automaten ziehen oder gleich Krimis kaufen und zur Belehrung lesen.

Geschädigte
Unter den Geschädigten des U-Bahnbaues und auch unter den Studenten, die noch nicht vergaßen, welch rüde erhöhte Preise die städtische Straßenbahn nimmt, wird ein älterer Witz leicht verändert kolportiert: im Rathaus der Stadt Frankfurt findet der Pförtner einen Säugling, ergreift ihn, macht ihn aktenkundig und bringt ihn zum Oberbürgermeister. Das ist der Brundert. Die versammelten Angestellten und Beamten lehnen sämtlich eine Vaterschaft ab.

Auch Brundert meint schließlich, das Findelkind könne unmöglich aus dem Römer stammen. Die inoffizielle Begründung besagt, es sei unwahrscheinlich, da in dieser Administration noch nie etwas mit Liebe gemacht worden sei, außerdem habe es diesmal Hand und Fuß, was auch dagegenspreche, schließlich sei in neun Monaten noch kein Stadtplan befriedigend ausgeführt worden.

Feuerschaden
Im Neubau des Kolleghauses hängen Anweisungen zum Verhalten bei Feuer. Das sind mehrere Seiten Anweisung, die an der Wand hängen. Klein und nett geschrieben auf der ersten Seite, verrät man hier den Inhalt der folgenden Seiten. Sollte sich jemand beim Warten zur Lektüre verirren, liest er im Text unter anderem, daß es Pflicht jedes Universitätsangehörigen sei, die Verhaltensweise bei Feuer wie im Text beschrieben, zu beachten.

New York
Der prominente deutsche Schriftsteller Johann W. Goethe landete nach stürmischer Überfahrt im Hafen von New York und umarmte die Freiheitsstatue. Nicht lange nach seiner Ankunft schlug er mit der Trommel-Faust kräftig auf den Spendentisch der Ford-Foundation.

Klar
FAZ - Meldung vom 18. Mai 1966: „... dem Schuldezernenten Willy Cordt statt des von ihm bisher benutzten Mercedes 190 einen Wagen der gleichen Firma vom Typ 230 zu bewilligen." Kulturdezernent Dr. vom Rath müsse sich „mit einem Mercedes 200 zufriedengeben". Die FDP vom Raths hätte im Organisationsausschuß der Stadtverordneten in Frankfurt einen noch größeren Wagen gefordert, aber die SPD Cordts sollte erstmal einen Dämpfer abbekommen. Das „größere Auto" bekam der SPD - Dezernent dann doch, noch mit CDU-Stimmen. Das Argument des „größeren Autos" klingt reichlich fadenscheinig; der luxuriösere Typ gibt einfach mehr her, für den Status. Nun Nun gibt es schon starke Tendenzen zur antikonfessionellen Einheitsschule, aber in Frankfurt wenigstens bekennen sich vorläufig noch der Schuldezernent zum Mercedes 230 und der Kulturdezernent zum Mercedes 200. Alles eine Frage des Typs. Hoffentlich macht das Beispiel nicht Schule, man möchte um die Kultur fürchten.

Diffus
Im Gegensatz zu DISKUS-Rückseiten, die Stil immerhin haben, fehlt einem „Brief" in der „asta information" vom Mai 1966 sogar das, in jeder Hinsicht. Das einzig Unverantwortliche daran ist die Kopie eines Briefes an Frau Charlotte. Daß eine „Raumpflegerin" den Brief aus dem Papierkorb des DISKUS holte, ist schon deshalb stillos, weil die Raumpflegerinnen genug Stil haben, nicht einfach im Papierkorb herumzuwühlen .Wenn der Schreiber des Briefes einen über den Wissensdurst getrunken hat, soll er sich wieder ernüchtern, dann merkt er vielleicht, was sonst noch alles im DISKUS-Papierkorb Platz hat. Frau Charlotte läßt sagen, sie verstehe Spaß, aber nicht solche bierernsten Anrempeleien.

Diffuser
Professor Dr. Max Horkheimer hat einen Bruder; das stellten Leser des Plakats für die Veranstaltung „Vom sauberen Deutschen" fest. Dieser Bruder ist gleichzeitig auch Direktor des Instituts für Sozialforschung an der Goethe-Universität. Dann stellten andere wieder fest, dies sei ein abgespaltenes Nicht-Identisches. Das wurde dann auf einigen Plakaten mit dem Namen Professor Dr. Tenbruck überklebt. Auf anderen Plakaten wiederum existierte Professor Dr. Ludwig Horkheimer weiter. Nun streitet man sich, ob Ludwig Horkheimer geredet hat und Max Horkheimer geschwiegen oder ob Max Horkheimer geredet hat und Ludwig Horkheimer verschwiegen geblieben ist. Wir hoffen jedenfalls auf Horkheimers ungebrochene Identität mit sich selbst. W.

Berichtigung

Aus technischem Versehen wurde in der Anzeige des Heftes 2/66 für

Studenten-Charterflüge nach Irland

und

Wohnwagen-Reisen durch Irland

der irische Veranstalter nicht genannt.
Wenden Sie sich also an:

Tours Department (A)
USI Travel
43 Dame Street
Dublin 2
Ireland

oder

G.S.T.S. · 53 Bonn · Kaiserstr. 71

Chemisch-Physiologischer Kurs

Foto: Rolf Blasberg

Die große Illusion

Zur Geschichte der Medizinischen Fakultät

Professor Jürgens (II. Med. Klinik)

Ich muß den Kursteilnehmern bescheinigen, daß Sie den Kurs für klinische Chemie regelmäßig und mit Erfolg besucht haben. Unter den gegebenen Umständen fällt mir das manchmal schwer. Ich bin froh, daß wir jetzt wenigstens Mikroskope haben.

Professor Heinz (Physiologische Chemie)

Ich war mehrere Jahre in Amerika. Dort hatte der Dozent die Möglichkeit, sich mit den einzelnen Studenten zu beschäftigen. Hier besteht das Problem, überhaupt alle Studenten in einem Kurs aufzunehmen, eine intensive Beschäftigung ist hier mit dem einzelnen Studenten nicht möglich.

Ein Dozent

Der Schein zu einem Kurs besagt, daß der Praktikant regelmäßig und mit Erfolg an der Übung teilgenommen hat (gemäß Bestallungsordnung). Ich kann nur der einen Hälfte den Erfolg bestätigen, wenn die andere Hälfte nicht regelmäßig kommt. Allen gleichzeitig kann ich keinen erfolgreichen Kurs bieten.

●

Die ersten Anfänge einer Medizinischen Fakultät zeigten sich in Frankfurt schon in den Jahren 1768—1776. Damals wurde in der Nähe des Eschenheimer Turmes ein Theatrum anatomicum, eines der ersten anatomischen Institute in Deutschland, gebaut. Der Initiator und Begründer war Dr. Senckenberg, auf den auch die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft mit Senckenbergmuseum und Bürgerhospital zurückgeht. Dieses Theatrum anatomicum war richtungweisend für den Bau derartiger Institute, da es erstmals nicht nur der anatomischen Demonstration, sondern auch der wissenschaftlichen Forschung diente.

Die Frankfurter Universität wurde jedoch erst sehr viel später gegründet. Den Kern der 1914 gegründeten Medizinischen Fakultät bildete das städtische Krankenhaus in Sachsenhausen. Dieses hieß nun fortan: „Universitätskliniken — Städtisches Krankenhaus". Die meisten Gebäude stammten aus dem Jahre 1884, einige Erweiterungsbauten aus den Jahren 1907 und 1909. Hinzu kamen einige neu errichtete theoretische Institute. Die Universität wurde am 18. Oktober 1914 eröffnet. Bald nach dem zweiten Weltkrieg, in dem die Gebäude der Klinik zu etwa 60 Prozent zerstört wurden, diskutierte man die Frage, ob diese Zerstörung nicht Anlaß sein solle, die Klinik in eine günstigere Gegend zu verlegen. Es entstand der Plan: Ginnheimer Höhe. Kaum bekannt führte dies zu lautstarken Protesten: Die Ginnheimer Kleingärtner hätten ihr Gartengelände verloren.

Das Bundesverkehrsministerium plante obendrein eine Verlängerung des Rhein-Main-Schnellweges, die das Gelände in zwei Hälften zerschnitten hätte. Ein Grundstück am Hippodrom, das die Universitätsklinik zur Expansion dringend benötigt hatte, erstand die AEG.

Für die alte Anatomie, im Krieg fast völlig zerstört, wurde 1952/53 ein Neubau errichtet. Wäre die Klinik auf die Ginnheimer Höhe verlegt worden, hätte man erneut ein Anatomisches Institut bauen müssen. So wurden viele Argumente zusammengetragen. Nachdem man das Projekt lange genug zerredet hatte, fiel es unter die Tische.

Vielversprechend erschien zuerst der neue Anlauf, die Naturwissenschaftliche und die Medizinische Fakultät in Niederursel anzusiedeln. Dieser Plan, Anfang der sechziger Jahre geboren, faszinierte alle Beteiligten. Beide Fakultäten können sich an den derzeitigen Stellen nicht weiter ausdehnen. Die Vorlesungen und Kurse einiger Institute dienen gleichzeitig Studenten der Medizin und der Naturwissenschaften.

Man beabsichtigte, die Klinik in Sachsenhausen zu modernisieren und als reine städtische Klinik zu betreiben. Zusätzlich sollte dann in Niederursel für Unterricht und Ausbildung eine Universitätsklinik nach modernsten Gesichtspunkten errichtet werden. Wegen dieser Umstellung stagnierten zunächst einige Neu- und Ausbauten in Sachsenhausen. Die Entwicklung ging rückwärts.

Unter dem Vorwand „Niederursel" kam es zu keiner Übergabe. Nach dem damaligen Stand der Planung hätte nämlich die Klinik in Sachsenhausen nach einigen Jahren wieder an die Stadt zurückgegeben werden müssen. An Stelle der Übergabe versprach das Land der Universitätsklinik eine Finanzbeihilfe.

Währenddessen wurde der Skandal offenbar: das Projekt Niederursel war nicht in absehbarer Zeit zu realisieren. Nach dem Motto „besser der Spatz in der Hand, als die Taube auf dem Dach", entschloß sich die Medizinische Fakultät Anfang 1966, das Projekt Niederursel ad acta zu legen. Man wollte nicht in der vagen Aussicht auf ein sehr fernes Niederurseler Paradies die Sachsenhausener Klinik vernachlässigen.

Diffus-Planung

Die Verlagerung wurde zweimal erörtert. Zuerst ca. 1950 (Ginnheim). Die Verantwortung für diesen Plan trug die Stadt. Die Universität brachte dem Plan Wohlwollen entgegen, jedoch keine Planung seitens der Universität. Der Plan scheiterte an den Finanzen. Deshalb beschloß die Stadtverordnetenversammlung am 24. 4. 1958, die Klinik in Sachsenhausen auszubauen. Infolgedessen wurden die Neurochirurgie und Personalwohnungen gebaut. Um einen Zentralbau errichten zu können, wurden Gebäude von Apotheke, Werkstatt, Fuhrpark und Verwaltung abgerissen und an anderer Stelle neugebaut.

Am 14. 10. 1960 erging die Empfehlung des Wissenschaftsrates, die deutschen Universitäten großzügiger auszubauen. Erstmals wurde eine Hilfe des Bundes in Aussicht gestellt.

Wegen der hohen Kosten der Universitätskliniken für die Stadt wurde am 6. 9. 1962 zwischen Land und Stadt ein Rahmenvertrag zwecks Übernahme der Klinik in Universitätsbesitz abgeschlossen. Als Kosten fielen außer Investitionen aber mit Kapitaldienst an: 1962 17,9 Mio, 1963 20,4 Mio, 1964 23 Mio, 1965 28,4 Mio. Laut Rahmenvertrag sollte die Stadt später nur noch die Hälfte zahlen. Der Rahmenvertrag trat nicht in kraft. Stattdessen beteiligte sich das Land mit folgenden Geldern: 1963 4,75 Mio, 1964 8,46 Mio, 1965 11 Mio. Auf Grund der Empfehlungen des Wissenschaftsrates empfahl im November 1962 der Kurator, Klinik und Nat.-Fakultät nach Niederursel zu verlegen. Das Land stimmte niemals offiziell in einer Landtagsdebatte oder ähnlichem zu.

Die Klinik bei Niederursel durfte nicht warten. Dennoch verfolgte sie den Plan, den Zentralbettenbau zu errichten. Der erste Bauabschnitt wurde entsprechend umgestaltet.

Am 11. 1. 1965 und am 29. 1. 1965 wurde in Frankfurt und Wiesbaden ein Vertrag unterzeichnet, der den alten Rahmenvertrag ablöste. Es sollte das Klinikum in den Besitz der Universität überführt werden, aber nur die Klinik in Niederursel. Sachsenhausen sollte städtisch bleiben.

Seitdem hat sich aber ergeben, daß Bund, Land und Stadt derartig große Projekte nicht finanzieren können.

Die Stadt erklärte, sie könne die Universität nicht mehr mitfinanzieren. Es zeigte sich die Tendenz, den Vertrag von 1912 zu lösen. Im November 1965 wurde in einer Presseerklärung zum Ausdruck gebracht, daß Einigkeit über die Notwendigkeit einer Übernahme der Universität inclusive Klinik in den Besitz des Landes bestehe.

An der Universitätsklinik studieren rund 1800 Studenten Medizin und Zahnmedizin. Geplant war die Medizinische Fakultät 1914 für höchstens 300 Studenten. An den Gebäuden und Einrichtungen hat sich inzwischen auf dem Gebiet der Lehre wenig geändert.

Außer dem Hörsaal der Anatomie ist kein Hörsaal neugebaut oder erweitert worden. Der Hörsaal der Anatomie wurde nicht aus freien Stücken neugebaut, sondern weil das alte Anatomische-Institut im Krieg völlig zerstört wurde. Ein Unterrichtsbetrieb ist nur deshalb möglich, weil die Studenten das tun, was man ihnen oft vorwirft: sie schwänzen zu einem Teil die Vorlesungen. Nur Dank der Tatsache, daß die Gründer der Universität sehr großzügig planten, ist überhaupt noch ein Unterricht möglich.

Viele Kurse müssen doppelt gelesen werden; trotzdem sind sie überfüllt. Die Enge macht das Arbeiten unmöglich, die Luft oft unerträglich, wenn wie in der Physiologischen Chemie in einem Kurssaal, der für 50 Studenten geplant war, gleichzeitig 80 Studenten an einem Kurs teilnehmen müssen.

Trotz dieser Überfüllung „reichen" die Plätze nicht aus. In jedem Semester müssen etwa 20 — 30 Prozent der Bewerber abgewiesen werden. Die Anatomie kann auch nicht alle Bewerber aufnehmen.

In dem Klinisch Chemischen Kurs der II. Medizinischen Klinik sollen über 90 Kursteilnehmer an 35 Mikroskopen unterrichtet werden. Es ist schon ein großer Fortschritt, daß diese Mikroskope zur Verfügung stehen. Früher mußten von den Stationen Mikroskope zusammengetragen werden, damit Kurse abgehalten werden konnten. Mehr Mikroskope kann man in dem Raum nicht unterbringen, es fehlen die Stellflächen hierzu.

Haben die Kliniken einen Sinn?

Die Universitätskliniken haben in erster Linie die Aufgabe, Krankheiten zu erkennen und zu heilen. Da ein derartig großer Komplex sich nicht überblicken ließe, ist er nach Fachrichtungen in 13 einzelne Kliniken aufgeteilt:

I. und II. Medizinische Klinik; Chirurgische Klinik; Frauenklinik; Kinderklinik; Augenklinik; Klinik für Hals- Nasen- und Ohrenleiden; Hautklinik; Strahlenklinik; Klinik für Physikalische Therapie; Nervenklinik; Neurochirurgische Klinik; Orthopädische Klinik.

Mit Ausnahme der drei letzten stehen alle Kliniken auf dem Gelände zwischen Main, Bahndamm, Kennedyallee, Paul-Ehrlich-Straße und Ludwig-Rehn-Straße.

Die Kliniken werden ergänzt durch theoretische Institute, die vor allem der Erkennung von Krankheiten dienen: das Pathologische- und das Hygiene-Institut. Das Pathologische-Institut stellt nicht nur die Todesursache bei unklaren Krankheitsbildern fest, sondern untersucht Material, das bei Probeentnahmen oder Punktionen gewonnen wurde. Im Hygiene-Institut wird eingesandtes Material unter anderem auf Bakterien und Viren untersucht.

Die Universitätsklinik behandelt in erster Linie stationär aufgenommene Patienten. Alle Kliniken haben sogenannte Polikliniken eingerichtet, in denen Patienten vor stationärer Aufnahme untersucht oder nach längerem Krankenhausaufenthalt nachbehandelt werden. Außerdem werden an die Polikliniken Patienten überwiesen, die mit den beschränkten Mitteln einer Praxis oder einer kleineren Klinik nicht untersucht werden können. Es gibt gelegentlich so untypische Krankheitsverläufe und Erscheinungsbilder deren Diagnose einen großen Aufwand an Apparaturen erfordert. Viele Polikliniken haben Sonderberatungsstellen eingerichtet, wie die Diabetiker-Ambulanz, die Schwangerenberatung, die Stelle für Familienplanung (Antibabypille!), die Tumorberatung, die Krebsberatungsstelle für Frauen.

In der Unterbringung und Versorgung von Patienten ergeben sich wegen der allgemeinen Personalknappheit Schwierigkeiten. Man hat unter anderem versucht, ausgebildete Schwestern aus Korea anzustellen. Seit einiger Zeit sind auch mit Erfolg Medizinstudenten in der Krankenpflege tätig. Gegenüber großen Kaufhäusern, die ebenfalls Hausfrauen für Halbtagsarbeit suchen, haben die Universitätskliniken nur recht bescheidene Erfolge. Die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr wendet sich gegen die Anwerbung von Aushilfskräften. Sie argumentiert zu Recht, besser als das ständige Suchen nach kurzfristigen Notlösungen sei es, den Beruf der Krankenschwester bzw. des Krankenpflegers durch bessere Bezahlung, bessere Arbeitszeitregelung und bessere Unterbringung attraktiver zu machen. Eine weitere Kalamität: die Räumlichkeiten. Es sollte verständlich sein, daß die alten Räume den Anforderungen eines modernen Krankenhausbetriebes nicht mehr vollauf genügen, selbst wenn sie inzwischen mehrfach umgebaut wurden. Es gibt noch heute Krankenzimmer mit bis zu 15 Betten! Auch die Küche, Baujahr 1884, hat große Schwierigkeiten, ein Essen und eine Diät zu liefern, die ernährungswissenschaftlichen Grundlagen entsprechen.

Trotz allem scheint ein Ende dieser Zustände in Aussicht. Der Zentralbettenbau, der die II. Medizinische, Chirurgische und HNO-Klinik aufnehmen soll, wächst zusehend. Der Erweiterungsbau für die Universitätsfrauenklinik hat begonnen. Eine der vielen Kuriositäten ist der Ausbau der I. Medizinischen Universitätsklinik. In der I. Ausbaustufe wurde die eine Hälfte des Altbaues abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. In der II. Ausbaustufe sollte das gleiche mit der zweiten Hälfte des Altbaues geschehen. Nachdem jedoch die zweite Hälfte des Altbaues abgerissen war, wurden im Rahmen der Kürzung des Etats des Wissenschaftsrates die Bundesmittel für diese zweite Ausbaustufe gestrichen. Die Folge: Jetzt stehen weniger Betten zur Verfügung als vor Baubeginn.

Magistratsdirektor Benz

Welches sind die verantwortlichen Stellen und wer sind die Leiter, die Verhandlungen über Neubauten, Verlegung und Erweiterung der Universitätskliniken nach dem letzten Weltkrieg führten?

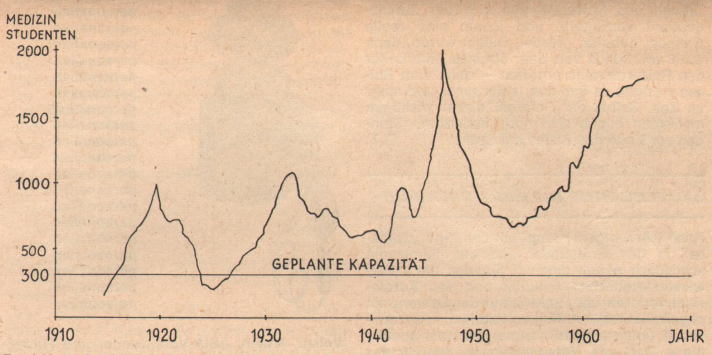
Die verantwortlichen Stellen sind der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main, Leiter der Oberbürgermeister; die Fakultät, Leiter der jeweilige Dekan und das Kuratorium, Leiter der Kurator!

Welche finanziellen Hilfen hat die Stadt hierzu gegeben?

Bis zum Rahmenvertrag hat die Stadt die ganze Finanzlast getragen. In die Kosten für den Zentralbau teilt sich die Stadt mit Land und Bund zu gleichen Teilen.

Warum wurde die Bundeshilfe für die I. Med. gekürzt?

Alle Bauvorhaben, die noch nicht begonnen waren, wurden auf die Negativliste des Wissenschaftsrates gesetzt. Eine Begründung wurde hierzu vom Bund nie gegeben. Inzwischen ist der Etat des Wissenschaftsrates erhöht worden, sodaß die Projekte erneut diskutiert werden müssen.



Entwicklung der Studentenzahl der Medizinischen Fakultät seit Grüdung der Universität bei kaum veränderter Kapazität der Kurs- und Hörsäle.

Welche entscheidenden Veränderungen wurden nach dem Krieg vorgenommen?

Es wurden natürlich die direkten Kriegsschäden durch Renovierung behoben. Dann wurde im Rahmen der Planung eines Zentralbaues Platz für diesen geschaffen, indem die Gebäude, die auf dem betreffenden Gelände standen, abgerissen und dafür neue gebaut wurden.

Welche Begründung gibt die Stadt für jahrelang unterlassene Bauvorhaben?

In den ersten Jahren nach dem Krieg mußte man sich auf die konservierende Bauweise beschränken. Nach dem das Projekt Niederursel fallengelassen worden war, wurde der Ausbau in Sachsenhausen vorangetrieben: I. Bauabschnitt I. Med.: Vorbereitung des Zentralbaues, Personalwohnungen. Trotz des Planes Niederursel wurde der Zentralbau weiter vorangetrieben.

Welche Möglichkeit sehen Sie für diese Klinik?

Es muß zunächst der Zentralbau vorangetrieben werden. Anschließend können auf dem gewonnenen Gelände weitere Kliniken errichtet werden.

Rolf Blasberg

Charly's Nachwahl

Die Studentenschaft an unserer Alma Mater hatte sich zuviel zugemutet; die Quadratur des Kreises ist auch ihr nicht gelungen. Die Nachwahlen am 16., 17. und 18. Mai haben den Teufelskreis „Geringe Wahlbeteiligung = effektlose Arbeit in AStA und Fachschaften = noch geringere Wahlbeteiligung" nicht zu sprengen vermocht. Was zur Zeit in Frankfurt zu beobachten ist, mutet wie die Apokalypse der studentischen Selbstverwaltung an.

Schon vor acht Monaten war im DISKUS und anderswo zu lesen, unser Studentenparlament leide an „galloppierender Schwindsucht". Das Schrumpfparlament war ständig beschlußunfähig, woran auch die Anwesenheit des Rektors nichts zu ändern vermochte. Das Häuflein der wenigen Aufrechten fuhr kegeln. Auf der Bowlingbahn am Henninger Turm sind unsere Studentenparlamentarier bekannter als unter ihrem Wahlvolk.

Ein getreues Spiegelbild des Parlaments bietet die Exekutive, der Allgemeine Studentenausschuß: Nach dem Rücktritt von Bücken und Vater bestand der AStA zeitweise nur noch aus seinem Vorsitzenden Arneth. Eine effektive Interessenvertretung war dem Ein-Mann-AStA natürlich unter diesen Umständen unmöglich. AStA - Boß Arneth kompensierte dies durch Reisen nach nah und fern (z. B. Ungarn und Bonn). Er ist neuerdings Mitglied des VDS-Delegiertenrates. Die Fachschaften aus ihrem verlängerten Winterschlaf zu wecken, erscheint ihm eine Zumutung.

Sie ist es auch in der Tat: Bei den Wahlen im letzten Semester erschienen auf der Kandidatenliste mehrerer Fachschaften nur gerade soviele Bewerber wie Sitze im Parlament zu vergeben waren. Eine Auswahl war praktisch nicht möglich, und das studentische Wahlvolk quittierte dies mit der geringsten Wahlbeteiligung seit Jahren. Prompt erreichten drei Fachschaften nicht die satzungsgemäß vorgeschriebene Mindestwahlbeteiligung von 30%. Weil ihre Wahl somit ungültig war, mußte für die Juristen, Philosophen und Wirtschaftswissenschaftler Anfang dieses Semesters eine Nachwahl veranstaltet werden.

Zwischen beiden Wahlgängen und angesichts fortschreitenden Verfalls der studentischen Selbstverwaltung packte den AStA-Vorsitzenden Arneth die nackte Angst: Am 2. Mai trommelte er alle erreichbaren Altfunktionäre und die wenigen noch aktiven Selbstverwalter zusammen. Der Kriegsrat von Arneths Nothelfern verordnete der im Sterben liegenden Studentenvertretung eine autoritäre Radikalkur:

● 1. Ab sofort keine Wahlen mehr, denn ihr blamables Ergebnis steht schon vorher fest (Wahlbeteiligung unter 30% und damit ungültig).

● 2. Ein rigoroser „Rausschmeiß-Paragraph" soll das Parlament auf eine gesunde Größe „zusammenschrumpfen" lassen. Das satzungsmäßig garantierte Recht des Nachrückens wird aufgehoben.

● 3. Die durch das neue Hochschulgesetz zwingend vorgeschriebene neue Satzung wird von AStA und einem Expertenausschuß ausgearbeitet, da sich das Parlament hierzu als unfähig erwiesen hat.

In der zweiten Maiwoche wurde das Studentenparlament noch einmal zusammengetrommelt, um seine Abdankung zu beschließen. Ohne Murren und mit Zwei-Drittel-Mehrheit akzeptierten die Parlamentarier ein weitgehendes Ermächtigungsgesetz, das alle einschlägigen Satzungsbestimmungen pauschal außer Kraft setzt und die eigene Amtszeit bis zur Urabstimmung über die neue Satzung prolongiert.

So weit, so gut. Nun mußten nur noch die Nachwahlen durchgeführt werden. Die Organisation der Wahl dem satzungsgemäßen Wahlleiter, dem Parlamentsvizepräsidenten zu übertragen, hätte bei der Lethargie des Studentenparlaments bedeutet, die Wahlen im voraus scheitern zu lassen. So heuerte der AStA „Charly" Schellenberg an, für DM 150.

Es wurde „seine" Wahl; dies gilt in des Wortes doppelter Bedeutung. In einsamer Nachtarbeit, nur unterstützt von wenigen Getreuen (eigentlich nur von einer „Treuen") erstellte er Wahlplakate, Stimmzettel, die gedruckte Kandidatenvorstellung, Werbespots auf Tonband (die in der Mensa mit Zischen quittiert wurden, sicher nicht nur wegen ihres lauten Orgelvorspiels) und organisierte die Wahlurnen. Schellenberg hat das Feature, welches das Hessische Fernsehen über ihn produzierte, wahrlich verdient.

Schwierig gestaltete sich schon die Kandidatenwerbung. Die letzte Wahl war schließlich daran gescheitert, daß zuwenig Kandidaten gefunden wurden. Auch bei der Nachwahl gelang es nur mit Mühe jeweils einen Kandidaten mehr als Plätze zur Verfügung standen zu gewinnen. Dabei waren solche Manipulationen nötig wie beispielsweise in der WiSo-Fachschaft: Ex-AStA-Mitglied Bücken wurde bekniet, erneut zu kandidieren (er wurde auch gewählt), obwohl er kürzlich aus dem AStA ausgeschieden war, mit der Begründung, er müsse sich jetzt um seine Frau und sein Studium kümmern.

Ebenfalls aufgestellt (und gewählt) wurde „Maggie" Leichter, „Gespielin des Parlamentspräsidenten Don Carlos Döbel" (so charakterisiert in der offiziösen „asta-information" 4/66), die durch Bemahlen eines Pepsi-Cola-Kastens mit schwarzer Farbe sich den Wählern empfahl. Angesichts dieser Praktiken bleibt nur die Frage, wer von den beiden neuen Parlamentariern aktivere Arbeit leisten wird, der Ehemann Bücken oder die Examenskandidatin Leichter aus dem 9. Semester?

Dieter Thelen schrieb im DISKUS 8/65 über das Wahlsystem an unserer Universität: „Es hat etwas Paradoxes an sich, wenn Semester für Semester Studentenvertreter für Parlament und Fachschaft nach einem Persönlichkeitswahlsystem gewählt werden, ohne daß die Persönlichkeiten bekannt sind ... Da von den Studenten nur wenige einen Kandidaten persönlich kennen, stellt sich jeder Kandidat in einer Wahlzeitung mit sieben Zeilen und einem Bild vor ... Durch fehlende Auswahlkriterien reduziert sich der politische Wahlakt auf ein Lotteriespiel."

Womit wir wieder beim Thema wären — und bei „Charly's Nachwahl". Um das Wahlvolk überhaupt an die Urnen zu locken und bei Laune zu halten, kreierte er sein „Wahl-Lotto". Die Preise waren ansehnlich und die Wahlbeteiligung übersprang — Gott sei Dank — die 30%-Hürde. Nicht, daß wir den Herren Westerborg, Welkoborsky und Mengel ihre Gratis-Reisen nach Sardinien, Prag und Paris nicht gönnten; wir hegen aus anderen Gründen Zweifel an diesem Verfahren.

Die Studenten machen von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch, weil sie erstens keine echte Auswahl unter den Kandidaten vornehmen können und zweitens weil sie die Ohnmacht des AStA bei der Vertretung ihrer Interessen allzu oft und deutlich erlebt haben. An diesen tiefsitzenden Ursachen für die Wahlmüdigkeit wird das Wahl-Lotto am allerwenigsten etwas ändern können. Nur eine Listenwahl kann den Wahlakt wieder zu einem demokratischen Votum für oder gegen eine fixierte Interessenpolitik machen. „Der Wähler hat somit die Möglichkeit, eine Gruppe mit einem bestimmten Programm zu wählen. Die Wahl gewinnt damit an Bedeutung, da Gruppierungen abgelöst werden können, nicht aber der einzelne Abgeordnete automatisch ausscheidet ... Natürlich verbürgt ein Programm nicht unbedingt seine Verwirklichung. Aber ohne Zielsetzung läßt sich nichts erreichen."

Schließlich befreit das neue hessische Hochschulgesetz die Studentenvertretung aus ihrer Ohnmacht. Es gewährt nicht die Garantie für, wohl aber gibt es die Chance zur effektiven Vertretung der studentischen Interessen. Voraussetzungen sind allerdings ein aktiver AStA und lebendige Fachschaften. Nur sie können verhindern, daß die reife Frucht, welche das neue Hochschulgesetz uns schenkt, in unseren eigenen Händen verfault.

Peter Joachim Braune

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT seit 1868

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT FÜR MEDIZIN

In Kliniknähe, Haltestelle Hochhaus Süd (Hippodrom) der Linien 1 11 15 21

Telefon 61 29 93

Frankfurt Süd 10 Gartenstraße 134

FRAGEN SIE FRAU CHARLOTTE

Liebe Frau Charlotte,
bisher hatte ich vor Assistenten immer großen Respekt. Die verstünden mehr als die Professoren selbst und schrieben denen die Bücher, sagten mir meine Freunde, alles erfahrene Semester. Aber jetzt muß ich Sie doch mal fragen, nach welchen Kriterien die Assistenten wirklich ausgewählt werden, denn in mir ist der Glaube an die wissenschaftliche Dignität der Universität völlig zusammengebrochen. Und das kam so: Ich habe einen Freund, der hat sich um einen Assistentenposten in der juristischen Fakultät beworben. Mein Freund studiert Jura, hat schon eine Menge Klausuren geschrieben und Scheine gemacht, alle gut. Aber er ist trotzdem nicht Assistent geworden. Eingestellt wurde eine Studentin von der HfE, die noch nie eine juristische Vorlesung gehört hat und jetzt im ersten Semester Jura studiert. Ich habe sie bei Gelegenheit mal gefragt, wie sie das denn geschafft habe. Das hat sie mir aber nicht verraten wollen und nur undeutlich etwas von „Beziehungen" gemurmelt. Wissen Sie, ich finde das unerhört, und deshalb möchte ich gern wissen, ob ich ebenfalls Assistentin in der juristischen Fakultät werden kann, denn ich studiere auch an der HfE.

Ihre Margot B. aus K.

Liebe Margot,
vor aller Wissenschaftlichkeit sollte bekanntlich die Menschlichkeit rangieren, und Professoren sind auch Menschen. Und daß Assistenten mehr verstünden als ihre Chefs, ist natürlich dummes Gerede, mit dem Ihr Freund, der verhinderte Hilfswissenschaftler, nur vor Ihnen protzen wollte. Ganz gut, daß er es nicht geworden ist, so kann er Sie wenigstens mit diesem Imponiergehabe nicht verführen. Was nun die Beziehungen ihrer Kommilitonin von der HfE anbetrifft, über die sie sich nicht näher auslassen wollte, so kann ich darüber auch nichts sagen, weil mir das Privatleben anderer heilig ist. Jedenfalls ist der Professor, der ihr den Posten verschafft hat, einer der nettesten der ganzen Universität. Machen Sie sich um die Sache nicht soviel Gedanken: Assistenten sind ohnhin nur dazu da, Papierkörbe zu leeren, Bücher zu inventarisieren und Studenten abzuschrecken. Dazu das feudale Abhängigkeitsverhältnis zum Professor — haben Sie schon einmal einen Assistenten gesehen, dem in dieser Fron das Rückgrat geistiger Selbständigkeit nicht gebrochen worden wäre? Kein beneidenswerter Job also! Wenn Sie aber trotzdem das Interesse an ihm nicht verloren haben, so müßte ich noch einiges mehr wissen, bevor ich sagen könnte, ob Sie auch Chancen haben:

a) Sind Sie hübsch?
b) Haben Sie eine Lohnsteuerkarte?
c) Wie definieren Sie den Terminus „Beziehungen"?
d) Waren Sie in der studentischen Selbstverwaltung?

Ihre Frau Charlotte

360 Seiten
Spaß, Satire, Karikatur
Nur 6 Mark

Wer sich für wenig Geld einen anspruchsvollen Spaß erlauben möchte und wer PARDON in seiner besten und konzentriertesten Form besitzen will, der greift zu diesem Buch: Hier ist alles versammelt, was innerhalb von zwei PARDON-Jahrgängen (1962/63) über die Tagesaktualität hinaus Gültigkeit behielt: Stories, gesellschaftskritische Serien, Foto- und andere Strips, Cartoons, Protokollglossen, Zeichnungen und Texte — ein kritisches Panorama unserer gegenwärtigen Gesellschaft, geeignet, Freunde und Feinde gleichermaßen zu erregen (und zu amüsieren).

Hier bitte ausschneiden!

Bestellschein:

Bitte liefern Sie mir über die unten genannte Buchhandlung:
☐ Expl. „Teuflische Jahre" — Das Beste aus Pardon. Paperback, 320 Seiten, DM 6,-, „Pardon-Bibliothek"

Name: .....

Wohnort: .....

Straße: .....

Meine Buchhandlung: .....

Bitte den Bestellschein senden an:
PARDON - Vertrieb, 6 Frankfurt am Main, Hebelstraße 11

Schüttes Scheinproblem

Zur Diskussion um die Wissenschaftlichen Hilfskräfte vor dem Landtag

Though this be madness, yet there's method in't: diesen Eindruck nahmen Professoren, Assistenten und Studenten mit, als sie am 11. Mai von der Landtagssitzung und ihrem 10. Tagesordnungspunkt aufbrachen. Denn eigens diesen 10. Punkt zu hören, der nach Punkt eins, dem großen Ereignis des Tages, auf das Interesse der Abgeordneten an den Problemen der Universität bauen konnte, waren sie nach Wiesbaden gekommen.
Wurde jedoch im Punkt eins der Tagesordnung Schüttes neues Hochschulgesetz nach dem Motto „Hessen vorn" fast einstimmig verabschiedet, so hieß es vielstimmig am Nachmittag nur noch „Schütte hinten", das hieß „nicht da". Zur Debatte stand ein Initiativantrag des Abgeordneten Karry (FDP) zur Änderung des Haushaltsgesetzes Art. 104 d, der die weitere Bezahlung der wissenschaftlichen Hilfskräfte ermöglichen sollte. In der letzten Ausgabe des DISKUS wurde berichtet, daß fast 50% der wissenschaftlichen Hilfskräfte unserer Universität Ende Mai die Entlassung drohte. Trotz der inzwischen bereitgestellten 120 000 DM und der Feststellung des Kultusministeriums, die Laufzeit der Verträge für die wissenschaftlichen Hilfskräfte sei bis zum 31. Juli 1966 gesichert, schwebt das Damoklesschwert der „Entlassung" weiter über 400 „Hiwis": zum Existenzminimum fehlen noch DM 250 000.
Während der Abgeordnete Borsche (CDU) bereits eine kleine Anfrage an die Regierung gerichtet hatte, hielt die FDP diesen Zustand für einen solchen Mißstand, daß sie ihn vor das Plenum brachte.
Doch was heißt „Mißstand"? Zwar ließ sich der Kultusminister persönlich herbei, Stellung zu nehmen zu solch banalen Dingen, die das „Hohe Haus" heute noch beschäftigen und die ausgerechnet sein Ressort betreffen sollten. Zehn Minuten nach Karrys engagierter Rede entschloß er sich nämlich, die Sitzung durch die Gegenwart seiner Person noch zu erhöhen und dem Ankläger gegenüberzutreten. Er vermied so, sich vor dem Plenum sägen lassen zu müssen, daß das Verhältnis Universität zur Landesregierung doch nicht so harmonisch sei, wie er selbst es am Vormittag noch proklamiert hatte — (Zustände in den Gießener Universitätskliniken, der Frankfurter Nervenklinik, dem Frankfurter Chemischen Institut). Natürlich sind das für einen Minister seines Formats bedauerliche Einzelheiten. Daß aber heute, an seinem großen Tag, ein Abgeordneter ihn daran erinnert, daß seit Monaten eine Petition der Frankfurter Studentenschaft unbeantwortet bei ihm liege, von der die wissenschaftliche Existenz von 400 Leuten abhänge, erschien ihm einfach ungerechtfertigt: Er sprang nach vorn zum Rednerpult: „Hier handelt es sich um ein Scheinproblem!"
Ein Scheinproblem? Die Weiterbeschäftigung der Hiwis in Frankfurt ist in Frage gestellt.
Ein Scheinproblem? Studenten, Assistenten und Professoren sehen sich veranlaßt, sich gemeinsam an die Behörden zu wenden.
Ein Scheinproblem? 200 junge Wissenschaftler der naturwissenschaftlichen Fakultät wären gezwungen, mitten im Semester Übungen, Praktika und Seminare ausfallen zu lassen, wenn nicht sofort Gegenmaßnahmen getroffen würden.
Ein Scheinproblem? Die Ausbildung der Studenten wird erschwert und die Studiendauer um mindestens ein Semester verlängert.
Man könnte von unserem Kultusminister lernen, die verhinderte Ausbildung an einer Universität als Scheinproblem zu sehen: das Schüttesche Kulturdenkmal (HfE-Keller-Monument) kostet 2,5 Millionen DM; sub specie aeternitatis geht es demgegenüber bei 250 000 DM nur um eine Lebensfrage . . .
Dank gebührt dem Abgeordneten, der es wagt, sich für Universitätsangehörige einzusetzen. Das bringt ihm wenig Stimmen, doch dafür ehrt ihn die Verachtung des Ministers: „Sie haben sich wohl zum Spezialisten auf diesem Gebiete entwickelt?" (zu Karry) und:
Frage des Abgeordneten Borsche: „Wird die Kürzung der beantragten Gesamtsumme (zur Bezahlung der Hiwis, die um 450 000 DM den Vorjahresetat überstieg) zur Folge haben, daß wissenschaftliche Hilfskräfte im Laufe dieses Jahres wegen fehlender Etatmittel entlassen werden müssen?" Antwort Schüttes: „Nach dem Bericht des Kurators der Johann Wolfgang Goethe-Universität sind bisher keine wissenschaftlichen Hilfskräfte entlassen worden!" (Schütte-Schema: Frage: Wird H. sterben? — Antwort: Bis jetzt ist H. nicht gestorben.)
Der Minister, der das Hochschulgesetz als sein Werk betrachtet, zeigte sich über die Gepflogenheiten der Universität in dem Maße unterrichtet, daß er die Petition gerade während der vorlesungsfreien Zeit zu beantworten rücksichtsvoll unterließ: Professoren und Studenten, die die Petition am 24. März an das Ministerium gaben, pflegen diese Zeit ja auch als „Ferien" zu betrachten.
Die Gesetzesvorlage ruht . . . beim Haushaltsausschuß. Wird sie zusammen mit der großen Anfrage der FDP-Fraktion auf der Tagesordnung der nächsten Landtagssitzung Ende Juni stehen?
Die Verlängerung der Verträge bis Ende Juli — übrigens sind bis Redaktionsschluß noch keine Verträge ausgegeben worden — kann ohne eine Erhöhung der Mittel nur durch eine zusätzliche Vergrößerung der Entlassungen erkauft werden, es sei denn, man spart Gelder während der vorlesungsfreien Zeit. Dies aber bedeutet, daß man Doktoranden oder Studenten in den Examenssemestern bei einem Stundenlohn von DM 5,83 brutto zu Bedingungen arbeiten läßt, die sie zwingen, in den „Ferien" ihr Brot durch Jobben etwa als Laufbursche oder Fabrikarbeiter zu verdienen: Die wissenschaftlichen Hilfskräfte zeigen sich jedoch nicht bereit, einer solchen Zumutung auch nur ein Zoll breit nachzugeben.
Dem Vernehmen nach scheint sich ein Einlenken von Kuratorium und Landesregierung anzubahnen, das vorsieht, Hiwis mit Examen bis zum Jahresende voll weiter zu beschäftigen, Hiwis ohne Abschluß die Verträge tatsächlich vorerst nur bis Ende Juli zu verlängern, — ein Hoffnungsschimmer, der aber nicht darüber täuschen kann, daß 200 Hiwis mit Examen lediglich auf Kosten der übrigen geholfen wäre. Es fehlen nach wie vor 250 000 DM, ohne die Praktika, Seminare und Übungen in diesem Sommersemester einem frühzeitigen Ende entgegengehen.

Chr. Benninger

Professor Dr. Eisenbart

Proteste der Studenten, so hörte man kürzlich öffiziös, seien den Professoren genehm und fänden ihre Unterstützung. Die Gerüchte verstummten bald, der gegenteilige Wunsch löste sie ab, Parole blieb Ruhe, Weltbilder blieben intakt.
Die sich wiedersprechenden Meldungen drangen aus der medizinischen Fakultät und dem Universitätssekretariat, als ihre Ursache entpuppte sich ein harmlos genug erscheinendes Merkblatt, das informierte: für Medizinstudenten mit Physikum besteht keine Aufnahmebeschränkung. Die Mitteilung war noch richtig, als sie gedruckt wurde, und die Studenten, die zum Sommersemester nach Frankfurt kommen wollten, verließen sich auf sie. Sie meldeten sich in Frankfurt an. Als sie den Ablehnungsbescheid bekamen, waren die Anmeldefristen anderer Universitäten verstrichen. Es folgten einige private Proteste.
Nach Auskunft des Sekretatriats gewährte die Fakultät nach einer allgemeinen Ablehnung all den Studenten, die schon zuvor in Frankfurt immatrikuliert waren, die Aufnahme, einige Zeit später auch denen, die ihr Physikum mit mindestens ‚gut' bestanden hatten. Als Rest blieb etwa ein Dutzend — Opfer eines Senatsbeschlusses, der den unzureichenden Arbeitsbedingungen ein Ende machen soll. Vielleicht traf es auch mehr — laut Sekretariat wurden etwa 20 % von 81 Anmeldungen abgelehnt, nach Meinung der Fachschaft wurden jedoch über hundert Studenten aufgenommen. Wenn die Prozentangabe richtig ist, dürfte die absolute Zahl der Ablehnungen bei etwa 24 liegen.
Ob der Fakultätsbeschluß in Reaktion auf die Kürzung der Mittel für Klinikneubauten gefaßt wurde (erste — offiziöse — Meldung) oder damit nicht das geringste zu tun hat (darauffolgendes Dementi) verbirgt der Schleier, der so viele Vorgänge an der Universität deckt. Die Studenten jedenfalls, die sich auf ein offizielles Merkblatt verließen und damit hereinfielen, können ein Semester lang, von keinerlei Studien gestört, für die folgenden Geld verdienen. Zudem öffneten Mitte Mai die Schwimmbäder. Nicht nur wegen unzureichender Arbeits- und Ausbildungsbedingungen, sondern auch um die Schar der Studierenden überschaubarer zu machen, möchte Spektabilis Rotter die Zahl seiner Mediziner auf zwei Drittel des jetzigen Standes, auf 1100 oder 1200, herünterdrücken. Gewiß, auch an Ärzten mangelt es der bundesrepublikanischen Bevölkerung, doch etwa eine zweite medizinische Fakultät komplett mit Dekan, benötigt Frankfurt nicht; es gehen schon wieder Gerüchte um: gestern abend soll ein mittelalterlicher schlanker Professor, graumeliert und bebrillt, im Fernsehen aufgefordert haben, pro Woche zwei Stunden weniger krank zu sein.

B. Blüm

Reine Süße im Abwehrkampfe

Als Nachtrag zu einer Diskussion in der Universität Frankfurt zwischen den Professoren Ellwein und Brocher sowie dem Publizisten Kurt Ziesel, folgt hier noch in Vertretung eines präsumtiven Diskussionsteilnehmers etwas zur Problematik Freiheit, Kunst und Gesetz.

„Heute sind exzessive Bücher kein Schrei unterdrückter Freiheit mehr, der sich gegen die rückständige Prüderie einer moralisierenden Bourgeoisie erheben müßte, sie sind vielmehr gefragte Artikel wie warme Semmeln und ein sicheres Geschäft." Herrn Professor Meyers Äußerungen in der Öffentlichkeit und die geschäftstüchtige Spekulation auf den Rückstand der moralisierenden Bourgeoisie in Anschauung und Praxis der Sexualität zeigen mit Sicherheit eben diesen Rückstand an. Des Frankfurter Professors, Direktor des Instituts für Kunsterziehung an der Hochschule für Erziehung, vermutlich andauernde Empörung liegt den Tatbeständen der sexuellen Verhaltensweisen und ihren „exzessiven" Schilderungen näher als seine Verteidigung der Ungeheuerlichkeiten unserer Strafgesetzgebung ahnen ließ. Professor Meyers entdeckte: „Das Problem der Unzüchtigkeit ist heute im Vergleich zu anderen Zeiten ein weltbewegendes und grassierendes Problem ersten Ranges." „Im Abwehrkampfe" gegen „sittlich Abnormes" führt der Kunsterzieher künftiger Volksschullehrer die „einschränkenden Gesetze" ins Feld, also die Heuchelei der kodifizierten bürgerlichen Moral, deren strafgesetzliche Definition der Unzucht einer der hervorragenden Tatbestände unzüchtigen Eingriffs in das Privatleben mündiger Menschen bedeutet. Die Kunst bereitet nach Meyers den Weg in den sittlichen Verfall vor — mit „preisgekrönten Büchern", die „sich in seitenlangen Ungeheuerlichkeiten, Schilderungen von Perversitäten und Orgien ergehen". Ihm mißfällt, und sein Mißfallen soll festgehalten werden, wenn „sich jemand an den kunstlosen Schmutzfinkereien einer ‚Lady Chatterley' oder den infantilen Schweinereien in ‚Katz und Maus' im Namen der Kunst und ‚modern denkend' delektieren will." Woher weiß Professor Meyers, daß die Leser sich „delektieren" wollen, und wenn schon, warum nicht? Die kunstlosen alltäglichen Erniedrigungen des „Stillsten und Tiefsten" erfahren doch gerade Kinder — um die geht es Meyers auch — viel eher, weil Sexualität zum „Stillsten und Tiefsten" dauernd erniedrigt wird. Die Geschäfte der Illustrierten und industriellen Pornographen leben eben genau vom Vorurteil übers „Stillste und Tiefste", das sie scheinbar enthüllend mitschaffen.

Dank gebührt Professor Meyers, er blieb nicht still. Öffentlicher Diskussion, der sich Professor Meyers offensichtlich noch nicht stellte, schiebt er nur „spektakuläres Interesse" unter; er meint: „Das muß ich mir leider versagen." Dies „versagen" wendet er sogleich autoritär um, wenn er denjenigen, die das „Problem der Unzüchtigkeit" „aber nicht bewegt" entgegenhält: „mit denen ist jedes Wort eines verantwortungsbewußten Gesprächs sinnlos". Schon im Oktober letzten Jahres wandte er sich öffentlich gegen die Verleihung des Büchner-Preises an G. Grass. (Auch G. Grass hätte bessere Kritik verdient.) CDU-Landtagsabgeordneter R. Hackenberg, Frankfurt, unterstützte Meyers. Hackenberg scheint vom weltanschaulich politischen Profit angezogen worden zu sein. Gegen Meyers jedenfalls wendet sich der Verdacht, unterm Faschismus schon Anklang gefunden zu haben. Die „kunsterzieherischen und völkischen Ziele erkannt" hatte Meyers, er wirkte „kostbares Erbgut mitpflegen zu helfen", um die „art- und rassegebundenen Anlagen" zu sichern.

Da der Professor „leitenden Juristen des Bundesgebiets" vorwirft, „sittlich Abnormes in sittlich Gutes" ummünzen zu wollen, steht ihm noch bevor, Ziele und Vorschläge aufgeklärter Juristen und anderer in dem Buch „Sexualität und Verbrechen" nachzulesen, um nicht noch einmal deren Absichten mit der Macht der anderen zusammenzubringen. Des Kunsterziehers Alternative von Profitsex oder „reiner Süße" ist zu billig und dient populärer Heuchelei zu sehr, um als kurios noch abgetan zu werden. Unterdes werden hoffentlich Professor Meyers Schüler sich nicht verderben lassen durch gesetzlich „reine Süße wahrer Liebesgemeinschaft" und die Kunst und die Lust erkennen, die jenseits der Tabus und unsittlicher Gesetzgebung leben.

David Wittenberg

personalien

Berufungen:

Professor Dr. med. Willi Spielmann, Immunohämatologie und Transfusionskunde
Dr. Olexa Horbatsch, Slavistik II
Professor Dr. Franz Strnad, Röntgendiagnostik
Professor Dr. Werner Lorenz, Strahlentherapie und Nuklearmedizin
Professor Dr. Walther Ludwig, Klassische Philologie
Professor Dr. Wilhelm Schroeder, Angewandte Physiologie
Professor Dr. Hans-Walter Georgii, Physik der Atmosphäre
Professor Dr. Werner Siede, Innere Medizin, Direktor der 1. Medizinischen Universitätsklinik
Professor Dr. Willi Erzgräber, Englische Philologie, Direktor des Englischen Seminars
Priv. Doz. Dr. Hans-Joachim Queisser, Experimentalphysik II, Direktor des Physikalischen Instituts
Dr. Manfred Bambeck, Romanische Phil. III

Verschiedenes:

Professor Dr. Theodor W. Adorno ist vom Hessischen Kultusminister für zwei Forschungssemester bis 31. März 1967 beurlaubt worden
Professor Dr. Herbert Marcuse von der University of California, San Diego, hat seine geplante Gastprofessur an der Philosophischen Fakultät im Sommersemester 1966 wegen zu umfangreicher Verpflichtung abgesagt.
Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät errichtet ein neues Seminar: **Seminar für Unternehmensforschung.**
Das Institut für **wissenschaftliche Irenik** ist gegründet worden. Leiter des Instituts ist Professor Dr. Wolfgang Philipp, Ordinarius für Evangelische Theologie. Das Institut ist den Instituten der Philosophischen Fakultät angeschlossen.

Ehrung:

Professor Dr. Karl Egle, Botanik, wurde zum korrespondierenden Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur gewählt.

citroën 2cv

Robust, verläßlich, in der ganzen Welt bewundert: CITROËN 2CV, der sichere Kleinwagen mit dem hohen technischen Niveau aller CITROËN-Automobile.

citroën

Neuwagen – Gebrauchtwagen – Ersatzteile – Kundendienst

AUTOHAUS GOLDBACH

Frankfurt am Main

Mainzer Landstraße 151-153 – Telefon: 33 51 67 - 33 50 31 - 33 67 98

2 CV-Spezial-Werkstatt: Raimundstraße 100

Die Frankfurter Szene im Repertoire

Banken- und Wirtschaftszentrum

Rémond

„Der Bankplatz Frankfurt ist für den deutschen Geldmarkt tonangebend." (Mitteilungen der Stadverwaltung Frankfurt am Main, Nr. 50, 1965). Für das Theater gibt es kein Geld. Daß es in Frankfurt auch Geist oder gar Kultur, etwa Theater gibt, schwingt nur manchmal im Unterton mit; neuerdings im Untergrundton. In der FAZ hieß es jetzt „wer sich auf Untertöne versteht und vor allem auf die Geschichte der Untertöne Fritz Rémonds, wird heraushören, daß hier Endgültiges die Stimme beherrscht." (FAZ, 17. 5. 1966).

Rémonds Kleines Theater im Zoo soll endgültig in die Theatergeschichte der Stadt Frankfurt eingehen. Immer, wenn es sich um einen „Härtefall" dreht, verbessert sich sogar ein Zootheater. Mit Recht, denn dem Magistrat wäre es doch schließlich egal, ob ein Jugendkino, eine Affenschau von Grzimek oder ein Zootheater spielt. Aber hätte man eine bessere U-Bahn-Politik, hätte man auch ein besseres Theater. Die Rolle, die ein besserer Verkehr spielt, ist mit Recht wichtiger als ein subventioniertes Theater. Jetzt aber spielen gegeneinander eine mickrige Verkehrspolitik gegen ein Theater, das wegen seiner Zahmheit ganz gut zu dieser Politik paßt. Das schlechte Gewissen, das wegen Entzugs der Subventionen für das Zootheater die Stadtverordneten plagen sollte, ist die Unvernunft ihrer Politik. Jetzt wäre es eine faule Argumentation, wegen geringer Bedeutung dem Rémond sein Geld zu nehmen. Und wenn sein Theater mickriger wäre als die Stadtverordnetenpolitik, — das ist es nicht — dann müßten noch jetzt die Subventionen weitergezahlt werden. Die mageren Schaustücke der Städtischen Bühnen und die Unverschämtheit eines Generalintendanten, der sagt, die Schauspieler fordern zu viel Geld, sind Rechtfertigung genug, um Rémond seine paar Tausender weiterzuzahlen.

Thomas Fritsch auf der Bühne des Zootheaters zu sehen, hat vielleicht manchen Leuten mehr gegeben (obwohl der unverschämt viel Geld forderte) als manche Aktivität des Oberbürgermeisters. Vor allem: Thomas Fritsch brauchen wir nicht ernst zu nehmen, aber den Oberbürgermeister müßen wir ernst nehmen. **D. W.**

Lachende Hoffnung

Komödie

„Wir spielten mit dem Mut der berechtigten Hoffnung wertvolles, wesentliches Theater, wie man das wohl so nennt. Aber die Kasse wurde trauriger von Tag zu Tag". Das Publikum „suchte die kleine liebenswerte Komödie. Wir gaben sie ihm." So Helmut Kollek, Leiter und Hausherr der „Komödie", Frankfurts Boulevardtheater gegenüber dem städtischen „Glaskasten". Kolleks Kasse kann pro Abend bis zu 320 mal lächeln: etwas weniger als 10% aller Frankfurter Theatersessel stehen vor ihrer Bühne. Man hat es geschafft. Der aktive Wirtschaftswundler zahlt bis zu dreizehn DeMark für zwei Stunden Haben-wir-gelacht. Studenten sind seltene Gäste.

Brauchen wir ein Boulevardtheater?, fragte die Frankfurter Presse 1963, als aus dem damaligen „Theater am Roßmarkt" die heutige „Komödie" werden sollte. Die Stadt meinte ja und unterstützte das Privatunternehmen für seinen Umzug mit einem Griff in den Stadtsäckel. Man sprach von der Pflicht gegenüber Kolleg und von richtiger Durchgliederung des Frankfurter Theaterlebens. Entlastung der anderen Bühnen. Auch Harry Buckwitz, Generalintendant der städtischen Bühnen, fand freundliche Worte für den neuen Nachbarn: Man wolle es dem Frankfurter Theaterpublikum so schwer wie möglich machen, unter den angebotenen Theaterprogrammen zu wählen . . .

Der Spielplan bis 1963 berechtigte zu solchen Erwartungen. Kollek konnte auf 89 Inszenierungen zurückblicken, davon 5 Ur- und 25 Erstaufführungen. 25 deutschsprachige Autoren waren vertreten, aber auch Ausländer wie Anouilh, Steinbeck und Cocteau. Seit die „Komödie" weiß, was ihr Publikum will, hat sich da manches geändert. In den letzten drei Jahren nahm sie meist Stücke ins Programm, die ihre Feuerprobe schon auf irgendeinem Broadway bestanden hatten. Sichere Sachen wie „Frau im Morgenrock" (von Willis, mit Hilde Volk), „Guten Abend, Mrs. Sunshine" (von Lovegrave, mit U. Herking), „Der Seitänzer" (von Bush-Fekete, mit G. Fröhlich) gaben den Ton an. Eine Ausnahme: Uraufführung der Kriminalkomödie „Der Boß ist tot", geschrieben von dem Frankfurter B. A. Mertz. Das Stück fiel bei der Kritik durch, machte aber dem Publikum Spaß. In der „Komödie" war ein Experiment — in finanzieller Hinsicht — gelungen.

Abgeschrieben dagegen ist das geistige Experiment: Weil das Publikum es nicht kauft. Und es wäre allerdings billig, nur dem Theater die Schuld dafür auf die Bretter schieben zu wollen. Man sollte fragen, was innerhalb eines gesteckten Rahmens geleistet wird.

Wie sieht ein spielbares und publikumswirksames Stück für die „Komödie" aus? „Wissen Sie," antwortete Wolfgang Amerbacher, „die Leute kommen ja doch bloß wegen der Stars. Das Stück ist dabei halb so wichtig. Manche bestellen Karten für das ‚Stück mit der Herking' und haben keine Ahnung, was eigentlich gespielt wird." Amerbacher führte des öfteren Regie, ist „stellvertretender Spielleiter" (Amerbacher: Titel gibt's bei uns nicht) und ist so gut wie der einzige Schauspieler, der der „Komödie" seit einigen Jahren „treu" geblieben ist. Im allgemeinen wechselt das Ensemble von Aufführung zu Aufführung, die Stars müssen rotieren . . .

Was wurde in letzter Zeit gespielt? Zwei Stücke machten die Niveauschwankungen recht deutlich. Ohne Stars lief Neil Simons „Barfuß im Park" einige mühsame Runden. Es bezog seinen Haupteffekt aus dem physischen Unvermögen des Amerikaners, fünf Stockwerke ohne Fahrstuhl zu bewältigen. Die Frankfurter standen diesem Problem ein wenig verständnislos gegenüber. (Wie lange noch?) Danach Noel Cowards „Amouren". Munter, charmant, geistreich sind die Kennworte dieser Aufführung. Das Publikum fühlte sich wunschgemäß unterhalten, hier war der gesteckte Rahmen ausgefüllt. Wer kritisierte, hatte wohl falsche Erwartungen mitgebracht.

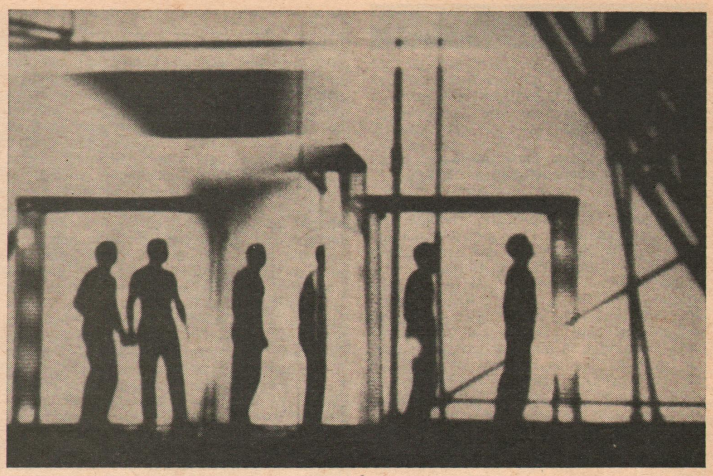
Zukunftssorgen? „Durchaus nicht", sagt Amerbacher, „solange da drüben der harte Spielplan eingehalten wird." Da drüben sind die städtischen Bühnen — mit einem weichen Flecken: Nestroys „Talisman". **Gerhard Schulz**

Dünne Unterhaltung

Katakombe

„Katakombe": der Gedanke an einen Zufluchtsort für Christen stellt sich nur schwerlich ein, wenn man die Steintreppe hinabsteigt und den ungeheizten Vorraum betritt, wo Fotos, Programme, bizarre Figuren, Bierfaß-Hocker, ein Tisch und ein altes Sofa eher an die rauchige Atmosphäre eines Künstlerkellers im bewußt grob-spartanischen Stil erinnern.

Spartanisch ist auch das Bühnenbild und künstlerisch der Anspruch der einzelnen Stücke. Es gab Besucher, die eigens aus Stuttgart nach Frankfurt kamen, um sich die Inszenierung von St. Exupérys „Kleinen Prinzen" anzusehen, der über ein halbes Jahr in der „Katakombe" gespielt wurde. Zum derzeitigen Dauer-Programm gehört „Schloß Gripsholm", nach der amourösen Feriengeschichte von Tucholsky. Man sieht bereits, daß hier etwas Gemeinsames vorliegt. In der Tat beabsichtigt Marcel Schilb, der Leiter der „Katakombe", noch weitere allgemein bekannte Prosastücke auf seine Kellerbühne zu bringen und damit eine eigene Richtung auszubauen. Der Roman als Szene: in der Auswahl der Stücke ist bereits der Stil der Aufführung enthalten, und die „Katakombe" wird folgerichtig zum Epischen Theater. Bei „Schloß Gripsholm" spielt ein vor dem Vorhang sitzender Herr — M. Schilb selbst — den Erzähler, der seine Erinnerungen auf der Maschine heruntertippt und sie dem Publikum dadurch vergegenwärtigen will, daß er von Abschnitt zu Abschnitt den Vorhang zieht und dann das Geschehen abrollen läßt. Alle Stilmittel des Epischen Theaters werden aufgeboten, Anklänge an renommierte moderne Autoren sind nicht zu übersehen, vor allem Brechts erhobener Zeigefinger, der Schauspieler dürfe nicht mit seiner Rolle verwachsen. Es fehlen auch



Schlußszene aus der Aufführung von „Feuer aus den Kesseln" der „neuen bühne"

nicht die rein theatralischen Effekte: in „Schloß Gripsholm" wird der Erzähler plötzlich ins Geschehen einbezogen und für ein paar Augenblicke als Dolmetsch und Fremdenführer engagiert und dann auf seinen alten Platz zurückgestellt. Die Dramatisierung epischer Stoffe kann hier leicht dazu führen, daß bestimmte Stilmittel, die ursprünglich funktional gebunden waren und damit ihren spezifischen Sinn gehabt haben, um ihrer selbst willen gebraucht werden und dann nichts mehr sind als Modernität um jeden Preis. Bei „Schloß Gripsholm" jedenfalls können alle epischen Gags nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier viel schauspielerisches Können und moderne Theaterkunst aufgeboten werden, um eine etwas sehr dünne Unterhaltung zu erstellen. Tucholskys Geschichte selbst ist diffiziler in der Zeichnung der Figuren, in geistreichen Anspielungen und zudem um einen Erzählstrang komplexer, der in der Inszenierung der „Katakombe" völlig fehlt.

Der epische Stil wird ebenso in Genets „Zofen" bemüht, mit denen Marcel Schilb erstmalig eine Nachtvorstellung einführt und bereits gute Publikumserfolge verzeichnen kann. Aber gerade mit solchen Zugeständnissen gerät er in die Nähe des Boulevard - Theaters, das gängige Stücke unter dem Schein von Exklusivität braucht. Daran ändert auch nichts die in sich gelungene Inszenierung der „Zofen", solange man sie nicht mit Parallelen auf höherem Niveau vergleicht. Vollends mit dem klassischen Weihnachtsmärchen, das inzwischen zur Tradition der „Katakombe" geworden ist, entfernt sich Marcel Schilb von einer eigenständigen Linie, die mit der Dramatisierung epischer Stoffe bei konsequenter Durchführung vielleicht gegeben wäre. Finanzielle Gründe dürfen niemals dafür ausschlaggebend sein, daß ein Theater sein persönliches Gesicht zugunsten irgendwelcher Bedürfnisse des Publikums verliert.

1964 brachte die „Katakombe" die Uraufführung von Peter Weiß' „Nacht mit Gästen". Das Programm umfaßte ferner Stücke von Audiberti, Sartre, Cocteau, Ionesco und Tennessee Williams. Vorgesehen sind u. a. die Parodie von F. Th. Vischer „Faust III", sowie ein Musical, „Die Geldschrankballade" von Wunderlich. Bekannte oder unbekannte Stücke oder Autoren, — in jedem Fall versucht die „Katakombe", Experimentierfreude, künstlerischen Anspruch, Exklusivität und gleichzeitig noch Publikumswirksamkeit bei einem Mindestaufwand an Technik und Personal zu bewerkstelligen, und das fällt nun einmal nicht immer sehr leicht.

Ulrich Luetjohann

Wieder engagiert

neue bühne

Die Stokker im Heizraum der „Prinzregent" erhalten Befehl, das Schlachtschiff klar zu machen zum Gefecht für die Schlacht am Skagerrak. Knappe Kommandos werden von der Brücke durchgegeben und ebenso knapp wiederholt. Die Bühne ist streng gegliedert, drei Maschinenräume wie Eisenkäfige, über welche die Kommandobrücke hinwegläuft; rhythmisch bewegen sich die Stokker beim Kohletrimmen, halten gespannt ein, wenn die Geschosse abgefeuert werden. Eine szenische Vision — nicht nur derjenigen des Krieges, zu deren Anhängsel die Menschen geworden sind, zu Lückenbüßern im noch nicht voll automatisierten Produktionsprozeß; eine Vision, die deutlich an Sequenzen aus Fritz Langs „Metropolis" erinnert, an die Dämonisierung der Technik im Geist der zwanziger Jahre.

Wegen ihrer optischen Wucht wird diese Szene aus der Aufführung der „neuen bühne" von Ernst Tollers „Feuer aus den Kesseln" am besten im Gedächtnis bleiben. Am Schluß des Stückes ist sie abgewandelt. Der Ausbruch des Kieler Matrosenaufstandes von 1918 wird auf eine vor die Bühne gespannte Leinwand projiziert. Statt des Kommandos „Schiff klar zum Gefecht" erschallt der Ruf „Feuer aus den Kesseln". Eine überdimensionierte Schattenbeschwörung als Menetekel der in Deutschland verpaßten Revolution. So brillant der theatralische Effekt auch immer ist, so enthält er zugleich das Eingeständnis, daß die agitatorische Wirkung und politische Argumentation von Tollers Schauspiel heute — 36 Jahre nach der Uraufführung am Schiffbauerdammtheater — Gegenwärtiges wenig trifft.

Die These, Friedensliebe sei vor allem eine Angelegenheit von Proletariern, denn die unteren Klassen hätten durch den Krieg nur zu verlieren, während er für die Herren Offiziere ein einträgliches Handwerk bedeute, mag angesichts der massiven Vernichtungsmittel moderner Kriegstechnik fragwürdig erscheinen. Der Pazifismus, für den die „neue bühne" mit dieser Aufführung einsteht, wird heute anders argumentieren müssen.

Daß eine Inszenierung selbst die Unzulänglichkeit des aufgeführten Stückes eingesteht, ist freilich merkwürdig. Der Grund hierfür dürfte in den einem Studententheater eigentümlichen Schwierigkeiten zu suchen sein. Studenten bleiben eben nicht immer Studenten. Es fehlt ihren Bühnen zumeist die Kontinuität professioneller Theater.

Das junge und nicht sehr zahlreiche Ensemble, das nur wenige Mitglieder mit Theatererfahrung hat, wurde sich dieser Schwäche des Stückes erst bei den Proben deutlich bewußt, als es galt, eine Lösung für den pathetischen Schluß zu finden. Die Fluktuation im Ensemble während der letzten Semester und der davon herrührende Mangel an handwerklicher Überlieferung haben zudem bewirkt, daß die Inszenierung dort am blassesten geblieben ist, wo das Schauspiel seine unbestreitbaren Vorzüge hat: in der Gerichtsszene und den vorausgehenden Verhören. Die Parteilichkeit der Ankläger und viel mehr noch der Richter, die sich ganz auf die Seite der Mächtigen stellen und zu ihnen gehören, die Unverschämtheit, mit der sie die Anträge der Verteidigung zurückweisen, das wurde in der Aufführung von „Die Ausnahme und die Regel" besser gelöst.

In einem entscheidenden Punkt bedeutet die Wahl dieses Stückes — trotz allem was dagegen eingewendet werden kann — ein Gewinn: nach den tastenden Versuchen mit „Plutos" hat die „neue bühne" wieder zu einer eindeutig gesellschaftskritischen Position gefunden. Sie ist in der Zeit nach dem Kriege immer die vornehmste Rechtfertigung für das Studententheater gewesen und vielleicht die einzige, die ihm unbestritten geblieben ist. Um die Entdeckung der dramatischen Avantgarde bemühen sich längst die dritten Programme und Experimentierbühnen der subventionierten Häuser. **Elmar Drost**

Luise Pollinger

Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77

Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

Demmig-Bücher

Vom Zählen b. z. Gleichung 1. Grades	DM 7,80	Differentialrechnung	DM 11,50
Von Proportionen b. z. Gleichung 2. Gr.	DM 9,60	Integralrechnung	DM 5,80
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6,50	Differentialgleichungen	DM 4,30
Von Koordinaten b. z. Funktionsgleichung	DM 8,50	Statik starrer Körper	DM 11,50
Gleichungen der Geraden	DM 6,50	Festigkeitslehre	DM 11,50
Gleichungen von Kreis, Ellipse, Hyperbel und Parabel	DM 8,50	Dynamik des Massenpunktes	DM 7,50
Arithmethik und Algebra	DM 6,00	Dynamik des Massenkörpers	DM 5,00
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3,00

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

DEMMIG VERLAG KOM. GES. · 61 DARMSTADT-EBERSTADT

Flaschenzüge

Ludwig Harig: Reise nach Bordeaux. Limes Nova 13. Wiesbaden. 100 Seiten. DM 5,80.

Der anfangs angeführte Hinweis: *Neben reinen Erzähl- und Permutationstexten enthält das Buch Zitate* bleibt durch das ganze Werke hindurch spürbar, angefangen von der Ratlosigkeit am Place Bir-Hakeim in Bordeaux, dem neuen Ort, dem Ausgangspunkt – obgleich Endziel – einer Reise, von dem Hanno, Messalina, Petra und „ich" die Straßennamen nicht kennen. Die Position ist bezogen, das permutative Eindringen in eine Landschaft hebt an, die fremd ist, die es kennenzulernen gilt, in die man Abstecher macht, in die Museen, in die Kneipen, in die Zitadelle, in die Dünen, in den Sommer, in die man hineinkommt, aus der man herauskommt, wo man zur Feier der Ankunft eine Flasche trinkt, Petra nicht, wo man zur eier der Abkunft eine Flasche trinkt, Petra auch.
Innerhalb dieses vorgegebenen Rahmens bewegen sich Figuren aus Swanns Welt, Urlauber, die auf ein Behagen ganz eigener Art stoßen: das Gefühl, angenehm zu sitzen, in Klappstühlen, in Liegestühlen, in Lehnstühlen, in Korbstühlen, in Gartenstühlen, in Sesseln, auf Hockern, auf Sofas, Diwanen, Chaiselongues und Couchen, alles zum gegebenen Zeitpunkt und je nach Situation. Alles hat unter diesem Aspekt seine Ordnung, die Figuren nehmen Perspektiven als Aktionen, sprachliche Blickwinkel, substantivistische Ver-Benn-ungen der Stimmung, und Handlung besteht aus gedanklichen Antithesen, aus denen die permutative Vertauschbarkeit von Stuhltypen resultiert. Die Kapitellänge würde sich aus der Anzahl der möglichen Zuordnungen ergeben, ein Ende ließe sich jenseits der Zehntausend-Wort-Grenze absehen. Aber durch das übergeordnete Thema des „sagens" und der Andeutung einer temporalen Richtung kann Harig von der Norm des Computer-Dichters abweichen, der seine Permutationen herunterleiert, bis es nicht mehr geht. So entsteht die Möglichkeit, geeignete Permutationen auszuwählen, und Harig kann sagen lassen, zum sagen ansetzen, beinahe sagen, überhaupt nichts sagen, hierin unterbrochen werden von anderen, die beinahe sagen und ihrerseits unterbrochen werden von denen, die etwas sagen.
Da stehen 29 Kapitel nebeneinander, selbständige Blöcke, durch einzelne Stilprinzipien von einander getrennt. Sie würden eine Kette von Einzelgeschichten bilden, Tagebucheintragungen aus der permutierten Retrospektive, beliebig Erzählenswertes oder -unwertes, permutativ ausgeformt, wenn nicht der Bogen von der „ersten Flasche" zur „letzten Flasche" klappsymmetrisch gespannt wäre. Figuren tauchen auf, ein Mann im blauen Unterhemd, dem man zuerst in der *Kneipe* begegnet, um ihn dann in einem späteren Kapitel beim Boule wiederzufinden, kenntlich an seinem nicht-permutierenden Hemd und an seinem Kollegen, der immer „je croix pas" sagt (der Sonderling in der Literatur, oder die Psychologisierung der Mrs. Micawber bei Dickens durch den Satz: „I will never desert Mr. Micawber"). Zwischen derartigen Randfiguren bewegen sich die Präliminarien des Herrn von Montaigne, von dem auch die Zitate stammen. Er dient u. a. als Vogelweide des literarisch Intellektuellen, hier erfährt man endlich die Theorie des modernen Romans. Ebenso interessant sind ferner die permutierenden Zweifel des Herrn von M., das Selbstportrait des Herrn von M. und die Steine des Herrn von M., die da Gallensteine sind, die der Herr von M. durch den Harnleiter von sich gab und die ein anderer Herr von M. mit dem Fuß vor sich herklickt.
Harig, der ironische Artist eines vieldeutigen Ausdrucks, wie er von der *Stuttgarter Zeitung* genannt wird, permutiert sich sogar in die Fäkal- und Genitalsphäre hinein, eine immer noch nicht ausgeschöpfte Fund- und Senkgrube für Anspruchsvolle. Harig entdeckt spannungsgeladene Details und geht mit Text und Zeichnung vor. Die Frage, ob es was gäbe, was nur so aussehe, als würde es aussehen, wie es aussieht, die in dem *Torso* behandelt wird, findet bei der zugehörigen Zeichnung zu den „Steinen" von Haus Dahlem ihre volle Bejahung: es sieht aus, wie es aussieht: penis erectis im leichten Gegenwind (sehr schön, aber kaum zum Thema gehörig). In der *Zitadelle* findet sich der Leser plötzlich inmitten einer Permutation von Feuerstößen von Personen, die sich gegen einen zu vollen Darm verteidigen. Nun weiß so ziemlich jeder, daß in alten Gemäuern viel zu viel Spuren solcher Betätigung zu finden sind, und viele werden feststellen müssen ,daß der Vorgang bei Joyce im *Ulysseus* und bei Beckett in den *Texten um Nichts* bedeutend besser geglückt ist.
Durch Einschübe, Keile erzählerische Momente, die im Werk in den linearen Verlauf thematischer Permutation gedrängt werden, heben sich die absteckbaren Grenzen der äußeren Begebenheiten, des roten Fadens, und der primär inneren Handlung des Sagens und Denkens auf und verwischen sich. Das Fazit: kein eindeutiger Ort, keine eindeutige Zeit, keine eindeutigen Personen; ein Schwebezustand im Zwielicht, eine hübsche Geschichte in schweren Formen, eine Gleichzeitigkeit, kosmospirituell gestrafft im Block: ein sprachliches Permutieren in geistigen Cirruswolken wird aufgegeben zugunsten eines permutierenden Erzählvorgangs.

Wulf Goebel

Redaktionshilfe

bei Anfertigung von geistes-,
gesellschafts- und wirtschaftswissenschaftlichen Arbeiten

bietet an

Dr. phil. Ernst Richter

6 Frankfurt am Main 1 · Böhmerstr. 7

Klirrend zersprang die Vernunft von Jahrtausenden

Werner Reinert: Knaut. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1963. 99 Seiten. DM 9,80.

Die Möglichkeit, Werner Reinerts *Knaut* als Hörspiel zu senden, wie es während der letzten Monate von mehreren Rundfunkanstalten ohne nennenswerte Veränderungen gegenüber dem Buch getan wurde, scheint sich erst nachträglich herausgestellt zu haben: in dem schmalen Band findet sich unter dem Titel weder diese noch eine andere Gattungsbezeichnung, kein Versuch einer Einordnung. Reinerts Prosa, die auf Chronologie und geschlossene Erzählperspektive verzichtet, hat stellenweise stark lyrischen Charakter; es finden sich auch selbständige Gedicht-Passagen. Aufgebaut wird das Erzählte, in kaum merklicher dramatischer Steigerung, durch fünf größere Blöcke, die sich jeweils aus elf Episoden zusammensetzen.
Der lapidare Titel läßt – im Gegensatz zu den heute häufig gebrauchten abstrakten und artikellosen Nomina im Plural – das direkte Auftreten eines „Helden" erwarten. Tatsächlich aber erweist sich Knaut, der bei Einsetzen des Berichts schon tödlich verletzt in einem Feldlazarett liegt, als eine Art konzentrischer Mittelpunkt, um den rückblickend die verschiedensten Berichte, Erinnerungs- und Traumbilder kreisen. Die Technik eines derartigen Charaktermosaiks läßt sich etwa mit Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* vergleichen. Darüber hinaus verwendet Reinert auch Selbstzeugnisse des Sterbenden: Berichte aus der Kindheit, Schulaufsätze, spätere Aufzeichnungen, Angstvisionen und Fieberträume, die in ihrer Stillage deutlich voneinander abgesetzt sind.
Knaut vertritt eine Art Durchschnittstyp aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg und den ersten Kriegsjahren. Über den bloßen Lebenslauf hinaus bezieht der Erzählradius Themen wie Judenverfolgung und Euthanasie, KZ-Sadismus, aber auch blindes Mitläufertum und Kollektivschuld mit ein. Außer durch die Zentralgestalt werden diese verschiedenen Komplexe durch den zyklischen Aufbau des Ganzen miteinander verbunden, wobei durch Wiederaufnahme von Motiven, Parallelkonstruktionen etc. alle Einzelteile aufeinander bezogen werden.
Jeder der fünf Blöcke setzt ein mit einem Satz im Leierton, nach der Melodie „als die Römer frech geworden"; diese „Augenblicke" erweisen sich als ständig wiederkehrende Erinnerungsfetzen Knauts, die im Verlauf zu Szenen voll gespenstischer Bedrohung ausgestaltet werden. Andere Episoden, die die Umwelt Knauts zeichnen, vom Spielplatz zum Schützengraben, sind durchaus realistisch, bei den meisten gehen jedoch Wirklichkeit und Unwirklichkeit ineinander über: krankhafte Phantasie läßt den Alltag zum Alptraum werden, Situationen weiten sich grotesk aus, zunächst vertraute Realität entfremdet sich mehr und mehr, Unheimliches und Visionäres dringt herein, *Fähren durch den Schlaf*, die sich im Stil zunehmend Reiner(ts) Lyrik nähern. Was besonders auffällt: die reinste Lyrik besteht aus Verssatzstücken der Weltliteratur, ausgewählt so, daß sie auf irgendeine Art mit den anderen Passagen korrespondieren. Durch ihre Stellung am Ende eines Blockes mildern sie die Härte der jeweils vorangegangenen Bilder. Allgemein sucht Reinert die bei ihm im Vordergrund stehenden Themen der Vergangenheit nicht verbissen-engagiert zu „bewältigen", sondern gestaltet sie mit kunstvollen Mitteln. Zwar verwendet er sehr viele der Errungenschaften der Moderne, wie Verzicht auf Chronologie und einsträngige Handlung, Verschmelzung der Gattungen, Wechsel der Stilebenen, Bewußtseinszustände etc., was ihm aber ein unverkennbar eigenes Profil gibt, ist die gelungene Komposition, die Einzelteile zu einem sinnvollen Ganzen zusammenschließt.
Die abschließende Montage aus Nietzsche-Texten reißt das ganze Buch noch einmal auf:

Daß ich dich singen hieß mit diamantenem Winzermesser
daß ich dich singen hieß gelenke Schlange
daß ich dich singen hieß

Sylvia Luetjohann

Solch Atem wird gebraucht:

Heinz Labukeit: Bewegungen. Musarion Verlag, Berlin 1966. 480 Seiten. DM 22,50.

Dieses Werk eines jungen Autors zeugt von höchster Einsicht in die Forderungen unserer Zeit. Labukeit (geb. 1944) gibt uns nicht etwa das Einzelschicksal eines vorbildlichen Helden, sondern stellt in den Mittelpunkt seines Werkes eine ganze Gruppe von Figuren, teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts, die aber niemals direkt auftreten, sondern jeweils durch den Mund anderer Figuren sprechen. Dadurch entsteht eine faszinierende Kumulation von in sich unabhängigen Tatsachen, von Informationen aus zweiter bis fünfter Hand, von Mutmaßungen, Wünschen und Vorstellungen, die ein zeitgemäßes Unsicherheitsgefühl ergeben, eine Transparanz der Figuren, trotz exaktester Beschreibung und intimster Details.
Erzählt wird in diesem Roman vorwiegend mit Relativsätzen, die den wahrhaft gewaltigen Atem des Autors unter Beweis stellen: der längste Satz faßt knapp 14 Seiten und endet mit einer witzigen Pointe: „stimmt's, lieber Leser?" Eine Figur J. zeichnet sich durch künstlerische Tätigkeit aus, mit der sie der Wirklichkeit Herr zu werden versucht. In ihrem Roman – im Roman –, der vermutlich niemals zu Ende geführt werden kann, entwickelt sie in glasharter Reflexion eine Theorie des Romans, die von der Sanktionierung des autobiographischen Innen- und Außenlebens ausgeht und eine streng objektive und wirklichkeitsgesättigte Erzählweise fordert, schonungslos und vor keinem Tabu scheuend. Eine Figur H. stellt Klexographien her, das ist ihr Hobby, ihre Leidenschaft, ihre Manie. Sie macht Blutkleckse in Begleitschreiben zu Manuskriptsendungen von langen Gedichten, es gibt bei ihr blaue, schwarze, grüne, rote Kleckse, und von den gelben in Taschentüchern erlöst sie eine Gammlerin, die als Lehrerin des Geschlechtslebens im Beatnik-Stil fungiert. Diese Passagen sind besonders lohnenswert, weil sie ein bislang unbeachtetes Milieu innerhalb unserer Gesellschaft erschließen.
Umgangssprache ist in diesem welthaltigen Roman zu finden, daneben Beamten-Slang und Kinderdeutsch, innerer Monolog und aufgehobene Zeit. Auch die Einheit des Ortes wird negiert zugunsten der variatio (delectat). Labukeit kennt Reihungen, Assoziationen, Wortgebäude, Zitatenmontage und Polemik. Dennoch ist das Buch spielend einfach zu lesen, denn der junge Autor hat eine neuartige und verblüffende Anordnung gefunden, indem er nicht die einzelnen Passagen durch billige Formtricks verknüpft, sondern alles durchnumeriert und – wie es im Leben ja auch geschieht – aufeinanderfolgen läßt, womit er mit seinem Werk das Stilprinzip der Addition auf ein Höchstmaß steigert. Auf diese Weise erhält man ein zwingendes Bild der heutigen Wirklichkeit, wo Kleinbürger-Mief und Literatur-Betrieb sich begenen, Telefonseelsorge und Schattengefechte, Tonbänder und Schizophrenie, Mauer und Folksong, Umrechnungstabellen und Verse, die gegen Vietnam sind, Beatniks und verlorene Erinnerung.
Das ganze Gerede vom nicht mehr möglichen Roman wird hier in einer glanzvollen Meisterleistung ad absurdum geführt. Bemühte sich bislang noch die moderne Literatur, der Labukeit stellenweise sicherlich Anregungen zu verdanken hat, ein naives Geschichtenerzählen durch immer kompliziertere Konstruktionen dem erweiterten Bewußtsein anzugleichen, so gelingt es Labukeit, den Leser Seite um Seite zu führen, ohne ihn mit störenden Ganzheitserwägungen zu belasten und dennoch die gesamte Wirklichkeit in den Arten ihrer Darstellung sichtbar zu machen: in der additiven Technik, in den „Bewegungen", dem Weitergehen von einem Problem zum anderen. Das Verständnis wird lediglich für die jeweilige Einzelpassage benötigt, nirgends wiederholt sich etwas, nirgends brauchen Parallelen und Leitmotive gesucht und ausgedeutelt oder Stillagen auf ihre Beziehung zu Kontext und Thematik geprüft werden. So ist die Lektüre ein reiner Genuß. Der Roman der Zukunft hat hier seine sensationelle Realisation gefunden.

B. Rotberg

Schöne Aussichten

Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums. Vorgestellt von Peter Hamm. Biederstein Verlag, München 1966, 352 Seiten. DM 12,80.

Aussichten meint das in Aussicht Stehende als Zukünftiges, sichtbar von einem bestimmten Ort aus. Hier also Poeten, die bereits publiziert haben, und Debütanten, von denen man weiteres erwartet. Unsere lyrische Zukunft besteht aus 80 Namen, zusammengetragen aus der BRD, der DDR, Österreich und der Schweiz. Die Hälfte der Autoren ist bekannt, war bereits in Einzelveröffentlichungen oder Zeitschriftenbeiträgen vorhanden. Hamm gruppiert sie nach Jahrgängen: 1930 – 1946. Linear gesehen ergibt das ein gutes Dutzend Jahre lyrischen Bewußtseins und könnte somit ein Fächer von Erfahrungsweisen sein. Was sich vorfindet, sind Verhaltensweisen gegenüber der umgebenden Gesellschaft oder, um im Jargon zu bleiben, der Wirklichkeit. Diese ist für die hier versammelten Autoren als gesellschaftliches Modell vorhanden, zugleich als jene Wirklichkeit, die die Utopie anfrißt. Hier liegt der Impetus, Schreibtisch wird zur Barrikade. Man nimmt soziologisch wahr, historisch, anti-existentiell, unpersönlich, Katastrophen kommen von außen auf einen zu, an der Liebe leidet hier keiner, man erfährt sich in der Banalität, die mehr als einmal sich auf listige Weise dann der Gebilde bemächtigt. Man ist kälter als die Autoren der frühen Fünfziger Jahre und manchmal genauer. Schreiben heißt dann, und dies nicht nur für die Beiträge aus der DDR, höchste politische Alarmbereitschaft. Dies war von je eine der Möglichkeiten von Kunst, ungeachtet der Qualität, es hätte des Versuchs von Hamm nicht bedurft, um das herauszustellen.
Mit der stärkeren Zuwendung zur Wirklichkeit haben sich die formalen Elemente vereinfacht. Man handhabt das kurze Gedicht als Reflexion, auf ein Bild gezogen. Dessen „Gebrauchswert" erschöpft sich bereits in der Notation, die Anleihen bleiben zu groß (Astel, Krause, Leisegang, Preuss). In den längeren Gedichten, und sie herrschen vor, überwiegt die Wortkette mit einem Substantiv als Binder; Wiederholungen, Parallelismen sind auch wieder gefragt, sowie Elemente des Didaktischen (Karsunke, Kirsten, Fichte). In vielen Versen häuft sich alter Schamott: Genitivmetaphern en gros, schiefe Bilder, verbrauchte Bindungen. Alles bis zum Überdruß. Die Skalen verändern sich mit dieser Sammlung nicht. Wenn es jedoch unter anderem Aufgabe eine Anthologie ist, nicht nur aus der Vergangenheit Wertungen zu schaffen, sondern auch nachzuweisen, wie das lyrische Fußvolk sich der Wirklichkeit bemächtigt, welchen Winkel es okkupiert und mit welchen Mitteln gearbeitet wird, so hat Hamm seine Aufgabe gelöst und ein Informationsbündel vorgelegt, um das man nicht herum kann.
Anders verhält es sich mit dem Nachwort. Hamm hat sich als Beiträger nicht zugelassen und mußte sich wohl deshalb in einem sechzeheinhalbseitigen Essay „ausdrücken". Ein kluger Lektor hätte ihn davon abgehalten. So wird der Leser wieder einmal mit einem Aufguß sozialistischer Literaturtheorie überschwemmt, der zudem die Auswahl des ganzen Werkes mitbestimmt. Hamm will eine größere gesellschaftliche Verbindlichkeit der Lyrik, fordert Gebrauchswert gegen Formalismus. Das ist üblich, doch sollte man erwarten, daß ein Polemiker seine Wurzeln kennt und mit Klarheit arbeitet. Statt dessen zieht Hamm mit dem Hammer los. Verläßt er sicheren Boden, so hört sich das so an:

„Der Verlust an Wirklichkeit, mithin an Unmittelbarkeit, wie er der modernen Literatur eignet, resultiert aus der schwierigen Überschaubarkeit gesellschaftlicher Zusammenhänge und aus der Verdunkelung menschlicher Beziehungen durch Sachzusammenhänge, d. h. aus der Entfremdung des Menschen vom Produkt seiner Arbeit und von sich selbst im Arbeitsprozeß."

Man sei gnädig und erwarte demnach von Hamm keinen Einblick in die erkenntnistheoretischen Zusammenhänge von Kunst und Wirklichkeit. Polemik ist unter anderem eine Frage des Stils und des Takts. – Soviel zum Herausgeber, aber das Buch sollte man doch gebrauchen.

Klaus Vorpahl

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf *28 76 41

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

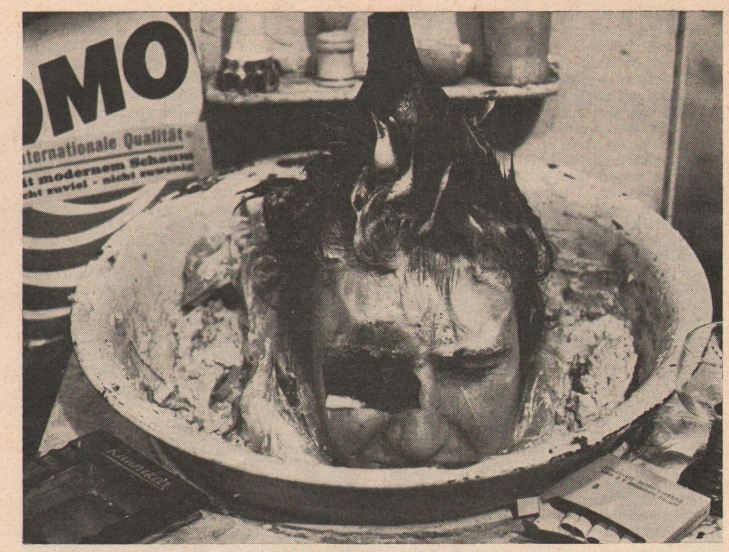
Foto **WAGNER**

Frankfurt am Main
Bockenheimer Warte · Telefon 77 16 57
Nur 1 Minute von der Universität

Verlangen Sie unsere Preisliste

Wir verleihen:
Kinokameras
Fotoapparate
Filmprojektoren
Diaprojektoren
Lichtbildwände
Blitzgeräte
Ferngläser
Stative
Filmbetrachter
Filmleuchten
Tonbandgeräte

7 Sektionen zu Otto Mühls Materialaktionen



Peter Weibel

1

Die zweidimensionale Mannigfaltigkeit der Bildfläche aufgegeben zugunsten der dreidimensionalen des Raumens hat G. Mathieu, als er Fotografen bestellte, die ihn beim Malakt aufzunehmen hatten: nur solcherart konnte, neben den Resten auf der Leinwand, ein Resultat im Sinne tradierter Malerei fixiert werden. Die Pinselei eingesargt hat schließlich Y. Klein mit seiner „Anthropometrie".

Annoncen vom Ende der Bildmalerei. Offerten einer Ära der Raummalerei, unter deren vorläufigen Signalen in Wien die „Selbstbemalungen" von Günter Brus, die „Objekte" von Christian Ludwig und die „Materialaktionen" von Otto Mühl. Eine Dehnplatte. Darunter 2 nackte Mädchen, deren Köpfe und Extremitäten die Platte durchragen. Mühl breitet auf der Platte Lebensmittel aus (Wurstschnitten, halbierte Orangen, Omo-Päckchen, Zuckerl etc.), steigert die Aktionen vom Überschütten etlicher Würfelzucker mit Tinte bis zum Auswerfen von Farben, Eier, Kakao, Mehl, Speiseöl etc. über die Modelle und die Fläche. Parallel dazu reißt er Plattenteile fort, so daß mehr und mehr die Modelle zum Vorschein kommen: ihre Brüste, ihre Oberkörper etc. Die Modelle wälzen sich, Mühl überschüttet sie mit Farbkübeln und Mehl, Mühl mengt sich nackt unter die Modelle und wird ebenfalls überschüttet.

Diese Materialaktion vom 18. März 1966 demonstriert die Tendenzen deutlich. Anfänglich noch eine Art Tafelbild modifiziert sich das Bild fortschreitend in der Dimension der Zeit, analog mit dem zunehmenden Maß an Raum, zur Aktion. Die Versatzstücke der Bildmalerei werden umfunktioniert, respektive durch Realität substituiert: Obgleich die Farben nicht veräußert werden, so dienen sie zumindest nicht als Media zur Konstruktion einer flächigen Scheinwelt, sondern bleiben, was sie sind: pures Material, als welches sie neben anderen Farbmaterialien wie Mehl, Kakao, Orangen usw. rangieren. Wenngleich der Nutzungs- und Benutzungscharakter der Modelle nicht aufgehoben, so werden sie wenigstens von Objekten des An- und Abschauns zu Agenden bzw. Objekten des Agierens, d. h. wenn auch ihr Bewußtsein nicht aktualisiert wird, so doch ihre Körperlichkeit. Reale Gegenstände ersetzen gemalte und wirklicher Raum perspektivische Täuschung.

Solcher Zug zur Wirklichkeit soll diesmal nicht das „Menschliche", sondern Schein, vor allem gesellschaftlichen, aus der Kunst vertreiben.

2

In einer Kultur, in der die Fiktion der autonomen Seele auf die Negation des Leibes zielte und die Etablierung „innerer Freiheit" auf die Negation der realen, fungierte die Bildmalerei vornehmlich und vornehm als Ornament solcher Seele und „innerer Freiheit", als Spiegel der Herrschenden und Surrogat für die Beherrschten: sie machte „Löcher in die Wände" (Matisse) und verhieß Ausblick und Himmel, deren vorgetäuschte Realität die Sehnsucht nach den wirklichen vorschnell und trügerisch befriedete. Wider solche Malerei vermag Insistenz auf Körper und Sexualität, daß Recht auf materielles Glück und gesellschaftliche Freiheit nicht preisgegeben und solcherart durch das „Prinzip Hoffnung" deren Möglichkeit nicht verspielt werden.

3

Mühls Deformitätsfetischismus zielt darauf ab, durch die Entwürdigung seines Materials (= Körper, Lebensmittel etc.) dessen merkantile Verwertbarkeit zu sistieren. Die Markenqualitäten, die heute am Kunstwerk den Warencharakter ausmachen und es als Kaufartikel im universalen Warenverkehr konservieren, sind: Schönheit, Perfektion, Seele. Wer Kunstwerke aus der Warenzirkulation heraushalten will, muß demnach jener 3 Grazien sich begeben. Daß Mühl solches erkennt und in konsequenter Weise unternimmt, verleiht ihm seinen Rang.

4

Der menschliche Körper als künstlerisches Medium bedeutet für Mühl die Möglichkeit, dem Verfall unter Schein zu entgehen und Kunst in der Wirklichkeit anzusiedeln, bedeutet die Möglichkeit, Wirklichkeit zu vermitteln und nicht gesellschaftlichen Schein. „Die erotische Perzeption ist kein Cogitatio, das nach einem Cogitatum zielt; durch einen Körper zielt sie nach einem anderen Körper, sie ereignet sich in der Welt und nicht in einem Bewußtsein."[1] Dem Aufbau der Ideologie, an dem die Sozietät als Mittel der Repression interessiert ist, erwidert der Künstler, der auf Freiheit aus, mit einem Abbau der Ideologie, indem er ihr den Umschlagplatz verweigert: Bewußtsein und Material als Träger von Bedeutungen. Je mehr Repression und Terror durch Ideologie legitimiert werden, desto radikaler die Regression aufs Material als Abwehr der Nieder- und Dazwischenkunft von Ideologie. Zuletzt, bei extremer Regression, erreichen Deformation und Destruktion das Material selbst. „Das Material übernimmt die Rolle des Opfers" (Mühl). Repression und Reduktion, die das Individuum und sein Bewußtsein in der Welt erfahren, sind am Körper ablesbar, dort auch durchschaubar. Das Allgemeine wird durch das Besondere vermittelt, Abstraktes durch Concretes.

5

Die Verdinglichung zur Ware, die der Mensch als Wirtschaftssubjekt im Produktionsprozeß erleidet, dort jedoch Ideologie sie verhehlt, demonstriert die Materialaktion in concreto durch Empaquetage und Alignement menschlicher Körper. Der herrschende Apparat, der Erotik favorisiert und das Individuum zum Eroticum degradiert, spekuliert nicht nur mit der Verkaufs- und Werbekraft des Erotischen, sondern auch mit seiner saturierenden: Erotik als ungefährliches Vehikel gesellschaftlicher Repression. Libertinage als Surrogat für liberté heißt: Freiheiten im Intimsektor geben Freiheit im gesellschaftlichen Raum als mögliche auf und stabilisieren damit Unfreiheit. Wer mit natürlichem Glück sich abfindet, und erotisches Glück ist eine Kategorie der Natur, enthebt die Sozietät der geschichtlichen Aufgabe, ein gesellschaftliches Glück zu besorgen. Indem Mühl unverfroren den erotischen Palliativ aufschlitzt und die pure Sexualität darunter extravertiert, meldet er rücksichtslos die Biologie der Erotik an und bringt die Degradation ans Licht. Indem er das falsche Billet zurückweist und der erotischen Scheinsaturierung den Tunnel versperrt, der statt im Freien im Dunkel endet, öffnet er ex negativo das Entrée zum gesellschaftlichen Glück und zur gesellschaftlichen Freiheit.

„Gehirnoperation", eine seiner besten Materialaktionen, da am weitesten von der Malerei entfernt, mobilisiert die Erfahrung, daß „wenn die Gesellschaft mit wissenschaftlichen Mitteln auf totale Gleichschaltung und Verwaltung zusteuert, die Wissenschaft integraler Bestandteil oder gar Triebkraft hinter der gegebenen Wirklichkeit geworden ist, auch die Wissenschaft", das neue Sanctum, „der Inhumanität verfällt und ihre Negation zur Vorbedingung von Opposition und Absage nicht-affirmativer Kunst wird"[2].

6

Entzweckung verfremdet und zeigt das Gewohnt-Eingeübte in neuem Licht der Wirklichkeit. Die Verdinglichung der Ware, die nach L. Kofler „die unterste Basis für den übrigen Verdinglichungsprozeß abgibt, der den ganzen Menschen einschließlich seines Bewußtseins ergreift"[3], ist für Mühl Anlaß zu einem radikalen Protest gegen Konsum- und Warengesellschaft. Penetrante Vergeudung und Entfremdung der Lebensmittel schlägt um in die Erkenntnis ihrer vitalen Notwendigkeit. „Die Destruktion, als Destruktion dargestellt, ist Ordnung" (Mühl) und bringt zur Ordnung: durch die Lebensmittel hindurch, durch ihre Zerstörung, die als solche sich nicht verschleiert, provoziert Mühl die Aufmerksamkeit, die eine allgemeinere Destruktion und Entfremdung wahrhaben läßt und heißt. Die Materialaktionen intonieren eine Partitur des Bösen und der Destruktion, deren infernalisches Instrumentarium verzweifelt versucht, die Brutalität gesellschaftlichen Seins einzuholen und zu demonstrieren.

7

Öffentliche Aktion konvergiert in Politik. Öffentliche Kunst wird also in dem Maße in den Prozeß realer Humanisierung involviert, in dem sie politisch und sozial relevant wird, d. h. in dem Maße, in dem sie ihren Kunstcharakter aufgibt. Hat die mittelständische und feudale Idee der Gesellschaft und des Eigentums in der Kreation und Perzeption der traditionellen Künste sich niedergeschlagen, speziell in der Bildmalerei, beispielsweise in Begriffen wie „Original", so ist die Revolte gegen die überkommenen Künste auch eine Revolte gegen die mittelständische und feudale Welt. Unter dem Druck der veränderten Wirtschaftssysteme eklatierte eine Kunst, deren soziale Bedeutung und Innovation nur der Erfindung des Buchdrucks vergleichbar: der Film. Indem Film in Öffentlichkeit, technischer Reproduzierbarkeit etc. seine primäre raison d'être findet und fundiert, trägt er der aktuellen Industriegesellschaft Rechnung, in der tradierte Kunst, primär eine „innerliche" und private, als anachronistisch und akzidentiell abgeschoben wird.

Retten derart Film und Kunstformen, die an den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen sich orientiert haben, vom Happening bis zur Art concret, Kunst als möglichen Ort der Opposition und als Material der Utopie ins Heute herüber, so behaupten sie jedoch auch die alten, der Kunst eo ipso inhärenten Grenzen. Diese Grenzen der Kunst, die Grenzen ihrer Singularität und „Innerlichkeit", welche das vollkommene Aufgehn in politische Praxis inhibieren, sind natürlich auch die Grenzen der Materialaktion: Ihre filmische oder fotografische Dokumentation erweist sich als sentimentales Residual des leidigen Bildcharakters, den zu beseitigen es galt. Solche Sentimentalität ist jedoch teilweise eine erpreßte, letztmögliche Imposition des Protestes in einer Gesellschaft, die in résistance-existence verweist, was auf den öffentlichen Platz drängt und ins öffentliche Bewußtsein, weil dort Zunahme an Bewußtsein Zunahme an Gefahr bedeutet.

●

1) M. Merleau-Ponty, Phénoménologie de la perception, S. 183
2) H. Marcuse, Kultur und Gesellschaft II, S. 167
3) L. Kofler, Der proletarische Bürger, S. 42

●

Fotos: Hoffenreich/Wien

Peter Handke

Der Vorfilm des Filmes: Die Reden und Handlungen des Vaters im Maisfeld

●

Die nachfolgende Erzählung von Peter Handke war ursprünglich für seinen kürzlich erschienenen Roman „Die Hornissen" gedacht und ist bisher unveröffentlicht. Der Held des Romans taucht im Vorraum eines Kinos auf, wo er allein herumsitzt, und geht dann in den Vorführraum, wo ihm auf Verlangen die Alarmanlage für den Fall einer Feuersbrunst erklärt wird. Sieht man die in sich selbständige Erzählung auf dem Hintergrund des Romans, so läßt sie sich als Anschluß an diese Szene verstehen, mit der Intention, aufgrund der Ähnlichkeit von Szenerie und Vorgängen anzudeuten, was im Helden des Romans vorgeht. Die Redaktion

●

Den gewöhnlichen Aufenthalt (wobei unter Aufhalten die körperliche Anwesenheit verstanden wird) hat jemand dort, wo er sich unter Umständen aufhält, die erkennen lassen, daß er an diesem Ort nicht nur vorübergehend verweilt. Jedoch kann auch eine vorübergehende Anwesenheit einen gewöhnlichen Aufenthalt begründen, wenn den Umständen zu entnehmen ist, daß der Wille dessen, der sich dort aufhält, sich auf ein ständiges Verweilen richtet. Eine Abwesenheit, die nach der Lage des Falles nur als vorübergehend gewillt anzusehen ist, unterbricht den gewöhnlichen Aufenthalt nicht.

●

Zugleich mit dem Erscheinen und Sich Abspulen des ersten Bildes, das bestimmt ist von den schnappenden, noch lautlosen Mundbewegungen einer vierschrötigen männlichen Person von ländlichem Aussehen, die, das Gesicht zum Beschauer und zugleich in die Tiefe des Bildes sich vom Beschauer entfernend, rücklings über die abgerupften Grasbuckel dem in einer Luftströmung schwankenden Maisfeld zustolpert, im Laufschritt gefolgt von einer jüngeren, ebenso ungeschlachten und derben Person von dem gleichen Geschlecht, die, dem Beschauer den Rücken zukehrend, in die Tiefe des Bildes dem anderen nachsetzt und mit weitausholenden Gesten augenscheinlich das Entfernen der ersterwähnten Person im guten verhindern will, dringt in das geschwind abrollende Bild von außen die Stimme des Sprechers herein, der bezüglich des Geschehenen anfängt zu fragen, was der rückwärts sich fortbewegende Mann denn bezwecke, was ihn dort hinführe, was, wie der Sprecher fortfährt zu fragen, während der Mann in dem Bild mit den nach hinten stampfenden Beinen sich einen Pfad in das Maisfeld einebnet, die Person denn ins Feld hineinführe, was, wie er fortfragt, während in dem Bild die Pflanzen, indem sie in die alten senkrechten Stellungen schnellen, in einem immer noch lautlosen Klatschen die Gestalt des im Mais verschwindenden Mannes verschlingen, die Person wohl veranlasse, sich solchenorts zu verbergen, was die andre Person nun veranlasse, am Feldrand stehen zu bleiben, was, wie der Sprecher sich letzthin ereifert, überhaupt hier gespielt werde. Seine kurzen Reden von außen haben so wenig an Zeit in Anspruch genommen, daß sein Verstummen mit dem Verschwinden des Mannes zusammenfällt. Darauf setzen sogleich für das bis jetzt lautlose Bild, in dem die Gestalt des Burschen allein mit schiefem, lauschendem Kopf und hängenden Armen am Feldrand verharrt, die als zugehörig bekannten Geräusche ein, das als Schnaufen bekannte Atemgeräusch des Burschen, die als Rascheln und Knarren bekannten Geräusche des Maisfelds, das als Sausen oder Säuseln bekannte Geräusch des Windes, sowie, alles übertönend, die weithin schallende Stimme des entschwundenen Mannes, die, vom Wind und pfeifenden Husten durchbrochen, grölend in einem Singsang aus dem Maisfeld schon unverständlich gewordene Wortbrocken speit, die, bei sich auf der Stelle bewegendem Bild, den Wortlaut verläßt und ein Ächzen und Jammern wird, die ein Stierbrüllen wird, die den Tierlaut verläßt und zu raunen und heulen beginnt, die zu jaulen beginnt, die zu knarren beginnt, die mit der Kehle (oder was immer es sein mag) ein Röhren und wechselnd ein Schnarren erzeugt, die das Heulen den rauschenden Blättern, dem zischenden Wind, den knarrenden Stengeln annähert, die, indes in dem Bild die Person an dem Feldrand im begierigen Lauschen immer weiter den Hals herausstreckt, ein Rascheln wird, die ein Raunen wird, die ein Säuseln wird, die endlich flach in die Geräusche der Luft und des Maisfelds verebbt, so daß, als die Geräusche nun ununterscheidbar und eins sind, ohne Verzug in das Bild, in welchem der Ton wieder aussetzt, während der bäurisch gewandete Bursche am Feldrand, mit den Fingern am Hemdkragen nestelnd, still in das undurchschaubare Feld starrt, von außen, unter Fragen, was die Person denn gedrängt, sich auf solche Weise davonzustehlen, was die andre Person denn gehindert, auf dem nämlichen Weg ihr nachzufolgen, wer denn, um alles in der Welt, die Fäden in Händen halte, von neuem die Stimme des Sprechers eindringt.

Noch während der Sprecher von außen das letztere fragt, flieht das Bild mit dem glotzenden Burschen und wird, noch ehe es vollends entflohen, von einem zweiten verdeckt und verdunkelt, das, wie aus dem im ersten verborgenen Hause ersichtlich, eine andere Ansicht des Maisfeldes vorführt. Bei nächtlicher Beleuchtung sind, am Feldrand stehend, zwei Personen zu sehen, von denen die eine, jener Bursche des ersten Bildes, nur stier vor sich hinblickt, während dagegen die zweite, bejahrt, weiblichen Geschlechts, mit quiekenden Lauten (dem Anschein nach ist sie stumm), einmal mit beiden Händen auf das stockdunkle Haus deutend, dann mit den Händen ringend und dieselben vor dem Gesicht zusammenschlagend, dann wieder mit beiden gestreckten Armen auf das Haus hinweisend, augenscheinlich bei dem ersten anheischig wird, sich auf dem schnellsten Weg dorthin zu begeben, auf welches Ansinnen jedoch der Bursche, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit einer gewissen Ehrerbietung zwar, gleichwohl halsstarrig und hartnäckig die Folge verweigert. Indes sich die Gebärden der Alten an Heftigkeit steigern, springt aus der Fläche des Hauses in einem der Fenster ein Licht auf. Darauf verstummt das Quieken der Alten. In einem zweiten Fenster springt wieder ein Licht auf. Darauf verfällt die stumme Person in ein Wimmern und Winseln. Nacheinander springen in drei weiteren Fenstern drei weitere Lichter auf. Die Stumme fährt mit den Armen unter die Schürze, schlägt das Kleidungsstück vor und vorhüllt damit das Gesicht. Die andre Person hebt endlich den Kopf und stiert auf das eine noch finstere Fenster. Auch in diesem springt nun das Licht auf. In keinem der Fenster ist ein Schatten zu sehen. Der Bursche wendet den Kopf und blickt in das Maisfeld. Von der Seite, von welcher aus dem Hause das Licht fällt, sind die Pupillen gläsern beleuchtet. Plötzlich erlöschen wiederum alle sechs Lichter. Das Weib, das durch die Verhüllung dies wahrnimmt, krümmt sich zusammen. Aus dem rauschenden Maisfeld, ein Maiskorn ausspuckend, tritt zu der Gruppe die Person des ersten Bildes heran. Kein Laut dringt aus dem finsteren Haus. Das Bild verschwindet.

Zu den folgenden Bildern, die sich von einem zum andern im zeitlichen Ablauf verkürzen, so daß der Eindruck entsteht, auch das Geschehen in ihnen werde ungebührlich beschleunigt, tönt von außen, sich in den alten Fragen ergehend, nur die Worte abwandelnd, wieder die Stimme des Sprechers herein, ohne freilich verhindern zu können, daß die lautlosen Bilder, da sie augenfällig geschehen, nach und nach den Sinn der unanschaulichen Fragen verdrängen, indem sie zuerst sogleich das Augenmerk fesselnd, bei Tageslicht die sich auf der Stelle bewegenden Maispflanzen zeigen, das sich auf der Stelle bewegende, hohe, ungerupfte Gras um das Maisfeld, sodann, indem sie, noch in der gleichen Szene, ein unnatürliches Wogen und Wanken der Pflanzen zeigen, ein hundertfältiges Knicken, einen durch das Knicken sich offenbarenden Einbruch, einen Krater im Maisfeld, ein Sich Verbreiten des Kraters, ein Vorwärtsschießen des Kraters, eine im Maisfeld entstehende Fährte, eine entstehende Schneise, ein schippendes Knicken zu beiden Seiten der Schneise, eine sich weitende Bahn in dem Maisfeld, eine vorwärts getrampelte Straße, ein Näherstoßen der Straße, ein wirres Taumeln und Knicken der letzten verhüllenden Stengel, ein aus dem Felde Brechen eines Rudels von Schweinen, ein einander im Laufen Behindern, ein Stocken, ein mit dem Rüssel die Erde Beschnüffeln, ein Weiterstoßen, ein Schaukeln und Schwappen der Zitzen, ein schräg aus dem Bild hinaus Rasen, dann, in der Folge, indem sie ein schwarzes bodengestrecktes Schwirren eines Rudels verfolgender Ratten zeigen, das Verlieren der Brocken des Specks aus den Mäulern der Ratten, das lautlose Quäken der Ratten, hernach, indem sie, noch in derselben Szene, das aus dem Maisfeld Treten des gedrungenen Mannes zeigen, seine geruhsam stapfenden Schritte, sein Einhalten, sein mit der Hand die Augen Beschirmen, sein von einem Bein auf das andere Hüpfen, sein Sich vor Lachen den Bauch Halten, darauf, indem sie, nach gewechselter Szene, das dicht verwachsene Maisfeld von innen zeigen, den aus den Kolben quellenden Maisbart, die nickenden Spitzen der Pflanzen, an Gestalten dazu knieend die Person aus dem Vorbild, weiters neben dem knienden Mann eine weibliche junge Person, auf einem Lager von Blättern und Maisfedern liegend, dazu an Vorkommnissen und Handlungen das Sich Vorwärtsbeugen des Mannes, das Sich Verstützen der männlichen Fäuste zu beiden Seiten der weiblichen Schultern, das Sich Rekken und Strecken der weiblichen Arme, das an den Körper Ziehen eines der weiblichen Beine, das Verschlingen der weiblichen Arme um den männlichen Nacken, das naseweise lautlose weibliche Lachen, das ruckhafte Niederfahren des männlichen Kopfes darauf, indem sie, wieder von außen, bei liegendem, fallendem Schnee, das Maisfeld, so scheint es, zur Winterszeit zeigen, mit den verdorrten, verkümmerten Stengeln, mit den fahlen, schlappen ungeernteten Blättern, mit den großspurigen, tiefen Stapfen, die ins Feld hineinführen, mit dem überstürzten Erscheinen der Alten, mit ihren schaukelnden Krähensprüngen, mit dem Halsrecken, Spähen und Nachschauhalten, mit der gleichfalls im Vordergrund der Szene geschehenen Dazukunft des Burschen, mit seinem ins Feld hinein Deuten, mit dem Nicken des Weibes, mit dem von weitem sich nähernden schleppenden Gehen des Mannes im schütteren, ausgestorbenen Maisfeld, mit dem Seitwärtsbiegen der Stengel, mit dem Zutagetreten des Mannes, mit dem Zusammentreffen der Personen am Feldrand, mit dem lautlosen Zetern des Weibes, mit dem weiblichen Händefuchteln, mit den strafenden weiblichen Blicken, mit dem unversöhnlichen Glimmen in den Augen des danebenstehenden Burschen, mit dem ruppigen Ballen der Fäuste des Burschen, mit dem Ausstoßen von offensichtlichen Drohungen seitens des Burschen, darauf, indem sie, dem Deuten des Weibes gehorchend, nach einem Schwenken, das bis auf die Grundmauern niedergebrannte, noch rauchende, qualmende Anwesen zeigen, wonach, zu einer anderen Zeit, nach gewechselter Szene, kurz wieder das welkende Maisfeld erscheint, davor der in lautlosem Selbstgespräch begriffene Bursche, der mit gekreuzten Beinen im Gras sitzt und starr ins Feld hinein glotzt,und zuletzt, noch kürzer, das brennende Maisfeld, die Rauchschwaden, die eiligen Schatten der Schwaden, der Wechsel von Helle und Dunkel der Schatten, und wieder der Bursche, der aus dem Maisfeld stürzt und lautlos den Rachen aufreißt.

Für das folgende Bild setzen zugleich, nachdem der unentwegt fragende Sprecher verstummt ist, die zugehörigen Töne, Geräusche und Laute ein. Vor der Ansicht des mannshohen wogenden Maisfelds, in dessen verschrumpelten Blättern der stoßweise Wind ein Knacken und Zirpen hervorruft, erscheint der Bursche, behutsam ein Bein vor das andere setzend, die Arme hoch mit Fudern von trockenem Reisig beladen. Angekommen, wirft er, in einem Ruck, die Last auf den Boden. Wie jetzt erst zu sehen, sind den Feldrand entlang schon ähnliche Lasten gehäuft. Ohne sich eine Rast zum Verschnaufen zu gönnen, schleppt er sogleich den im Gras bereitgestellten Kanister herbei. Indes der Bursche daraus eine Flüssigkeit auf die Reisighaufen verschüttet, stapft er Schritt für Schritt die Reihe entlang. Darauf schleudert er die Kanne von sich und leckt mit der Zunge über die Finger. Er hebt den Arm senkrecht empor und prüft, sich wendend, mit dem gestreckten Finger den Wind. Er nickt befriedigt. Seine Augen strahlen. Er fummelt in den Taschen, geht sodann in die Knie und legt Feuer an den ersten der Haufen. Ruhig sich wieder aufrichtend, sich wieder bückend, sich wieder aufrichtend, schreitet er langsam den Feldrand entlang. Nach vollendeter Tat tritt er zurück und betrachtet sein Werk. Er reibt sich die Hände. Er frohlockt. Die Flammen schlagen heulend ins Maisfeld. Die bekannten Geräusche entstehen. Qualm wälzt sich, Qualm steigt auf. Die Schatten des Qualmes sprenkeln das Gras, das im Feuerwind zittert. Der Bursche kann sich nicht sattsehen. Er läuft auf und ab und schürt mit dem Rechen die Flammen. Aus der Seite des Bildes, das Profil zum Beschauer, kommt grobschlächtig, gemessenen Schrittes, die Pfeife im Mund, der Mann des ersten Bildes herbei. Er fragt den Burschen, wie die Arbeit vorangehe. Stumm weist der Bursche ins Maisfeld. Der Mann lobt ihn.

Roland Kunkel

Brautpop

Ich rannte auf die Braut zu, sie war blutübergossen im Gesicht, während die Alten in die runzligen Hände klatschten. Den Bräutigam, der in sich versunken an seinem Besteck spielte, schubste ich weg, faßte mit einem Arm die Braut um die Hüfte und hob sie auf den Tisch. Die Köpfe der Alten, die den ganzen Tag über sich in einem unausgesetzten Schwanken befunden hatten, wurden in einem Ruck zu Pflöcken. Pupillen krochen hervor und bewegten sich geradewegs auf die Braut zu.

Als ich das Kommando gab, lagen alle Augen auf dem Körper der Braut und leckten sie in Schönheit ab. So wurde sie verklärt und trat dem Bräutigam ins häßliche Fleisch. Dann setzte sie ein Bein vor, hob eine Hand leicht an den gelüfteten Schleier und erstarrte zum Bild bestechenden Umrisses. So holte sie Neckermann aus Frankfurt und brachte sie in seinen reich bebilderten Neckermannkatalog.

Karl Riha

Momente

1

Hochmoore fliegen durch die Luft. Ein Messer ermordet eine Gabel. An eine Buxbaumhecke gelehnt: beobachte ich den Flug von Echsen. Sanfte, in Serviettenpapier gewickelte Gespräche führe ich mit einem Kaiman. Wie gesagt, Hochmoore fliegen. Eine Gabel ermordet ein Messer. Aus dem Himmel hängt ein Strick. Viele Fische sind unterwegs nach Vierzehnheiligen. An eine Buchsbaumhecke gelehnt: beobachte ich ihren Vorübergang.

2

Nachzügler klopfen an und lassen mich aus dem Schlaf schrecken: kaum habe ich die Wimpern zugeklappt, stellen sich Nachtgedanken ein, monströse Gebilde, die das Tageslicht scheuen, weil sie die spitzen Zeigefinger der Kinder fürchten, die ihren aufgeblasenen Wasserkopf bekriteln oder auf verkrümmte Gliedmaßen deuten; nicht jedem wächst eben ein Fuß aus dem Gesicht oder eine Hand aus der Brust! — Verstehen Sie jetzt, daß ich mitunter sonntags ausspannen muß?

Helmut Pohl

Kein Schrank in Lappland

Tagebuchaufzeichnung

Vorher hatte mir in Helsinki einer gesagt: du mußt nach Kilpisjärvi gehen. Du wirst sehen. Aber nimm dir Gummistiefel mit.

(Ich bin ganz ruhig. Jetzt.) Der Herbst fing gerade an, als ich hinkam; — es fällt mir noch sehr schwer, trotzdem: Es ist dann nicht viel Abstand zwischen dem welligen Land und dem löchrigen Himmel. Er hängt schwarz knapp über den abgeplatteten Hügeln und weit hinten liegt er auf. Gerade eine schmale Schicht, in der ab und zu Rentiere und selten Menschen erscheinen. (Touristen kaum in dieser Jahreszeit). Silbrige Flechten, dürftiges Heidekraut und dazwischen ein paar verkrüppelte niedrige Birken. Sonst graugeflossene Felsen. Dauernd leicht auf und ab, und darauf hängt ununterbrochen das Gewicht, meist schwarz und vollgesaugt — darunter wieder: ein gleichbleibender Rhythmus, den aneinandergereihte Mulden schlagen, brennend verfärbt, fleckig gelb, rot, braun, mit Abstufungen, in den tiefsten Stellen Sumpf (Moskitos), dann liegt auch einmal ein See drin — jetzt noch einmal oben: ein Ton, der ununterbrochen gehalten wird und wieder unten: der Takt.

Ich habe kein Haus gesehen, und niemand hat mich angesprochen (ich habe keinen getroffen); ich mußte es mir nirgends einrichten. Kein Schrank. Ich gebe zu, ich hatte kein Ziel, und im Grunde war es mir egal, wo ich war — auf einem Hügel habe ich in meinen Spanienzetteln gelesen: freiheit des ausschnitts. je nach drehung des suchers. ohne und mit teleobjektiv. belichtungszeit unendlich. bild vielleicht diagonal. schwarzer teerstrich links und rechts daneben fließender sand. und brechende erde mit abgeschnittenen baumsäulen. als unteren rand den horizont. oder nur erde bröckelnd oder nur himmel. — Jetzt bin ich in Lappland, in diesem Jahr, und wenn ich das sage, meine ich nicht, daß ich hier bin, sondern daß ich weg bin, woanders, Hauptsache kein Schrank, nur keinen Schrank; sonst hätte ich auch bleiben können.

Ich habe (und ich bin froh darüber) ab und zu eine der drei Mahlzeiten vergessen.

Peter Roehr

Text

Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst von den Schlittschuhen. Du siehst die Paläste des Kaisers. Wo sind die Schlittschuhe des Knaben? Die Schlittschuhe der Knaben sind in der Ecke. Du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen. Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst von den Schlittschuhen. Du siehst die Paläste des Kaisers. Wo sind die Schlittschuhe des Knaben? Die Schlittschuhe des Knaben sind in der Ecke. Du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen. Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen. Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst von den Schlittschuhen. Du siehst die Paläste des Kaisers. Wo sind die Schlittschuhe des Knaben? Die Schlittschuhe des Knaben sind in der Ecke. Du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen. Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst von den Schlittschuhen. Du siehst die Paläste des Kaisers. Wo sind die Schlittschuhe des Knaben? Die Schlittschuhe des Knaben sind in der Ecke. Du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen. Die Äste der Eichen. Das Brot der Bäcker. Die Schulden der Tischler. Gib dem Arbeiter das Brot! Ich sehe die Löwen. Gebet den Arbeitern einen Tisch! Der Knabe spielt mit den Schülern. Ich spreche von dem Tische und du sprichst von den Schlittschuhen. Du siehst die Paläste des Kaisers. Wo sind die Schlittschuhe des Knaben? Die Schlittschuhe des Knaben sind in der Ecke. Du sprichst vom Löwen und ich spreche vom Ochsen.

h. c. artmann

Der handkolorierte Menschenfresser

collage: raoul tranchirer

1

Bei den menschenfressern geht alles so einfach — krach schleif schneid brat schmatz! — und der liebe bauch ist lecker sonne . . .

2

Das ist der herr Christenleich und seine frau Susquehannah, beide bewohnen ein schmukkes häuslein im walde. Rundherum befindet sich ein gatter aus lauter bunten kinderwindrädlein, die rauschen fabelhaft in der abendbrise. Auf dem giebel des häusleins sitzt ein weißer vogel und schmettert sich eins, daß die dämmerung fein vibriert.

3

So weit — so gut!

4

Jeder menschenfresser (cannibalus) hat sein geheimes kämmerlein, so auch herr C. (welchen wir fortan um der kürze willen herr C. nennen wollen).
Lieber leser und freund: Was würdest du tun, kostete das volle pfund vom hammel, schwein, kalb, kuh, hund, fuchs, katz, dachs, wolf & c. 1000 DM?
„Wir befleischen uns seit kindes beinen mit dem leibe derer, die uns aufs leimspindelchen treten!" sagt herr C. „Ich tue nur das, was schon meine altvorderen getan . . ."

5

Frau C. ist eine sehr schöne, dicke frau, sie ist eine gute köchin und verwaltet die löffel und salz, herr C. verwaltet die messer und das schmalz. Frau C. ist eine schwarze frau, eine negresse. Herr C. ist ein weißer herr, ein bianco, doch ist seine schürze häufig rot.

6

Durch den tiefen wald schlängelt sich, bisweilen vom unterholz überwuchert, sich hin und wieder in eine kleine wiese erweiternd, von landmessern bislang vergessen, ein pfad.

7

Damian, der fette bäckergeselle, wandert seines weges. Er sieht den weißen vogel im abendrot. Damian ist ein rechter Hans-Guck-In-Die-Luft!

8

Ein teelein ist kein fleischsüpplein! Drauf sie: „Inanilazima tega nyama yo simama wima . . ." Auch ich mag den tee nicht, zumal er mir immer die roten wangen verdirbt! Drauf sie: „Nitamamisha mshumaa katika dirisha . . ." Sapperment ja! Das mußt du! Aber wo bleibt heute unser vögelein?

9

Ein nachtdunkler waldpfad — aber oben, da sind die sterne . . .

10

R e z e p t Bäckergesellenlende in jägersauce. 1 — 2 bäckergesellenfilets, schmalz, salz, etwas jägersauce. Die enthäuteten, gesalzenen, mit schmalz bestrichenen lenden werden 15 — 20 minuten gebraten, hernach aus dem fett gehoben und auf eine vorgewärmte platte gelegt. Den bratenrückstand verwendet man zur jägersauce und gießt diese, ohne sie durchzupassieren, recht heiß und dampfend über das fleisch. Schmeckt gut!

11

Da läßt sich das schöne weiße vögelein auf dem giebel des häusleins nieder — ein trauliches bild — und frau C. sagt: „Nyama", und herr C. sagt: „Susquehannah, mein schlachtermesser, ich hab es verlegt!

12

Poch poch poch poch! Wer ist draußen? Poch poch poch poch!

13

Herrn C.s pfannen sind aus kupfer, herrn C.s messer aus sheffielder stahl, herrn C.s schmalze aus dem schmalzfaß, herrn C.s löffel sind aus der tischlade, frau C.s salze aus Pola, frau C.s tischlaken aus purer leinewand, frau C.s teller aus porzellan . . .

14

Eilf, zwölf . . . so weit — so schlimm!

15

Schnurzeldipurzel, da stolpere ich direkt über die eigene backschaufel! ruft Damian und reibt sich die nase . . .
Vor ihm stehen, e r, mit einem nachtlicht, s i e, die hände gefaltet — herr und frau Christenleich!

16

Nach verzehrung eines gemeinsamen abendmahles bietet herr C. dem bäckergesellen ein reinliches bett in der kleinen dachstube an. Der sagt nicht zweimal nein! Auf einem tischlein stehen einige gute bücher . . .
Da kann ich mir, bis mir die augen zufallen, ein bißlein noch die zeit vertreiben!

17

Robinson Grusel, Das Krokodillen-ABC, Gevatter Wolf, Der kleine Däumling, Hänsel & Grethel, Wie Ralph dem Riesen halph, Das Häuslein auf Gänsefüßlein, Von den Husaren und einigen Seiltänzern, Dr. Jackels Suppentopf, Abrahams Wurstkessel erster Teil, Rumpfenstünzchen zweiter Teil, Ein Winter im Golf von Carpentaria . . .

18

Noch ehe der gockelhahn schreit, tut herr C. seine patentlederschürze um, gummi gibt es noch nicht. Das wiedergefundene schlachtermesser sprüht über dem schleifstein, frau C. muß das rädlein treten. Man tut's im keller, da hört's niemand..

19

Frau C.s stolz ist ihr prächtiger busen, herrn C.s stolz seine breiten kniescheiben, der stolz des bäckergesellen aber, seine fertigkeit dreizehn schrippen auf einmal jonglieren zu können.
Ungleiche welt!

20

Late to bed and late to rise ist die beste eierspeis!
(Benjamin Fränklein).

21

„Frank, wer ist's?" Die negresse ruft's. Ihr mann erbleicht, das glitzernde messer fährt vom schleifstein ab — und schneidet durch C.s daumen . . . futsch! Oweh, wer kalmausert da vor der kellertür? Sollte Damian der bäcker so früh schon bei fuße sein? „Schau durchs guckloch, weib!" sagt der verwundete unhold und sucht den verlornen daumen wieder an ort und stelle zu bringen . . .

22

Ein wolf in stiefeletten! — Was will er? — Er spitzt die ohren! — Auf was horcht er? — Aufs geschleif deines messers! — Daß ihm doch der kuckuck in den hinteren fahre!!! — Wie sieht er aus? — Schwarz oder grau — 's ist noch dämmerung! — Teufel auch, das merk ich — hab mir eben den daumen verkehrt angeklebt!

23

Da heult draußen der wolf durch tau und dämmerung, so schrill, daß sich der morgenstern vor schreck die hosen voll macht und dem herrn C. das herz in die seinen fällt. Im Stüblein wird der bäcker munter . . .

24

Ei ei, der liebe tag ist schon zu gast, spring auf eh du verschlafen hast!

25

Da fällt's den eheleuten wie schuppen von den augen: Bloß jetzt die tür nicht auf, sonst ist er drin und spielt sein spiel!

26

'S wird doch nicht etwa mein guter bruder sein, der da so frühe schon singt?! Jauuuuu-ul jauuuuu-ul! Aber er ist's und kommt die treppen hoch und tritt ins stüblein und sieht sich a u c h die bücher an . . . Tja, der liebe Manfred, heut hat er wieder mal seinen rauhen tag!

27

In was für ein haus bist du da geschneit, unter welcher leute dach hat es dich da geweht? Bruder, das sind üble menschen, unholde, die einen schlachten, braten und essen!

28

Spricht's, trägt den fetten Damian die trepp hinab, in den garten hinaus, durch ein gatterloch durch, in den wald hinein — und verschluckt ihn schwupps mit butz und backschaufel . . .
Damit wir schneller aus dieser bösen gegend kommen, brüderchen!

29

Manfred ist ein tüchtiger schuster, doch manchmal hat er seine besonderen tage (siehe da).

30

Herr C. tritt sich wütend mit der ferse in den arsch und singt das lied von der ‚Vergatterung der schlimmen Woche': Der montag hat sich bleich montiert, springt grimmig mir ins bauchgeviert. Drauf hüpft der dienstag hohnvoll vor und raschelt wie ein hungerflor. Der mittwoch zeigt sich mit getös, ein kalter tag und bitterbös. Mit dohlenschwärmen schwer wie blei, kömmt auch der donnerstag herbei. Vor meinen messern scharf und kühn sieht man den freitag kahl verblühn. Sonnabend mit dem falschen aug, der hebt sich faul und stoßt ins horn. Die red, die dann der sonntag spricht, gar manchem mann das herze bricht . . .

31

Allein noch ist nicht aller tage Sylvester! Durch den tiefen wald schlängelt sich, bisweilen vom unterholze überwuchert, sich hin und wieder in eine kleine wiese erweiternd, von landmessern bislang vergessen . . .

raoul tranchirer • • neue collage • • raoul tranchirer